

Denken und Glauben am Göbekli Tepe: zur Soziologie der Steinzeit

Hennings, Lars

Veröffentlichungsversion / Published Version

Arbeitspapier / working paper

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hennings, L. (2012). *Denken und Glauben am Göbekli Tepe: zur Soziologie der Steinzeit*. (2. Ausg.). Berlin. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-319041>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Basic Digital Peer Publishing-Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den DiPP-Lizenzen finden Sie hier:

<http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

Terms of use:

This document is made available under a Basic Digital Peer Publishing Licence. For more information see:

<http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

Denken und Glauben am Göbekli Tepe

Zur Soziologie der Steinzeit
Diskussionspapier

Lars Hennings



2. Ausgabe, Berlin 2012
20.10.12

Denken und Glauben am Göbekli Tepe
Zur Soziologie der Steinzeit

Jede Form des Kopierens – Text und Abbildungen –
ist untersagt.
Alle Rechte vorbehalten.

2. Ausgabe, Berlin 2012
© Lars Hennings

www.LarsHennings.de

Inhaltsverzeichnis

Zur Soziologie der Steinzeit	5
Ursprungs-Mythen	10
Religion	13
Der Göbekli Tepe in der Kunst	15
Von den Pyrenäen bis Sibirien	16
Eiszeit	18
Hausbau und soziale Differenzierung	19
Denken und Animismus	20
Kognition und Geschichte	25
Sprache	28
Frauenmacht?	31
Macht und Vorratshaltung	33
Der prä-operationale Mensch	35
Kriegsvermeidung – Handel	37
Gentilgemeinschaft?	39
Bautechnik	42
Den Himmel stützen... ..	43
Kompetenz zur Welterklärung	46
Ausblick	47
Benutzte Literatur	49

Zur Soziologie der Steinzeit

Mit dem Göbekli Tepe kam eine neue soziale Epoche in den Blick der Kulturgeschichte, die bislang nicht gesehen worden war. In einer Zeit, in der bislang nur WildbeuterInnen vermutet wurden, entstand ab vor 11.600 Jahren in Ober-Mesopotamien bei Urfa/ Sanglurfa (i ohne Punkt) in der heutigen Türkei bereits ein riesiges steinernes Kultzentrum der vorkeramischen Zeit.¹ Hohe Mauerringe mit über zehn Metern Durchmesser aus Feldsteinen sind seine Basis. Besonders kennzeichnend sind die bis fünfeinhalb Meter hohen freistehenden T-Pfeiler und die bildhauerische Kunst. Der Bau sagt uns deshalb, es ist von einer entwickelteren Kultur auszugehen, die Arbeitsteilung kannte und eine soziale Organisation, die zumindest an die tausend Menschen umfaßte. Wenn gesagt wird, es habe seinerzeit noch keine Sesshaftigkeit gegeben, ist das so zu verstehen, es hätten noch keine dauerhaften Dorfgemeinschaften mit Landbau auf Basis domestizierter Pflanzen und Tiere als Regel existiert. Doch wo immer es ging blieben schon die WildbeuterInnen an guten Plätzen. Und wer einen solchen Tempel baut, versteht sich offenkundig auch als sesshaft, markiert ein bestimmtes Gebiet, selbst wenn das alltägliche Leben noch mit Sammeln und Jagen verbracht wird und regelmäßig andere Lager bezogen werden. Auf dem „bauchigen Berg“ selbst fanden sich keine Hinweise auf domestizierte Pflanzen oder Tiere. Es waren bereits frühere Hütten, Siedlungen mit Nutzung von Wildgetreide und Jagdbeute in der Levante gefunden worden. (Proto-Neolithisierung; Roaf, 1998: 27f) Halbwegs dauerhafte Siedlungen scheinen auch nötig gewesen zu sein, um eine erweiterte Sozialstruktur auszubilden, in der die geistigen und handwerklichen Fähigkeiten für solche Bauten ausgebildet werden konnten. Die Entwicklung zur sesshaften Landwirtschaft, vorerst ohne Pflug, wurde bislang als Neolithische Revolution bezeichnet, die erst vor 10.000 Jahren als strukturaler langsamer Prozeß begonnen habe. Der Ausgräber des Göbekli Tepe, Schmidt, kann sich nun eine konkrete Revolution um dieses Heiligtum herum vorstellen: *„Nicht die neuen, von der Natur aufgezwungenen Überlebensstrategien, sondern die durch religiöse Verhaltensweisen hervorgerufenen gesellschaftlichen Zwänge führten offenbar zur Entwicklung neuer Subsistenzstrategien. Mag das Ende der Tempel des Göbekli Tepes als revolutionäres Geschehen oder als Effekt klugen Kalküls bestehender Eliten zu denken sein – es war wahrhaft eine ‚neolithische Revolution‘, und zwar mit einem bedeutend dramatischeren Verlauf, als es Gordon Childe im Sinn hatte. Der ‚Jäger‘ hatte an Bedeutung verloren, und als seine Bedeutung schwand, schwand auch die Bedeutung seiner religiösen Riten und Zwänge, und mit ihnen verschwanden auch seine Kultanlagen. Als die wirtschaftlichen Grundlagen sich damals wandelten, sank auch der weltanschauliche Überbau in den Staub, so wie wir es an den gewaltigen und einstige Macht demonstrierenden Kultanlagen des Göbekli Tepe sehr schön beobachten können“*. (2008: 256; siehe Hennings, ¹¹2012: 134ff)

Zu dieser Kultgemeinschaft (Schmidt) gehört der etwa 1.000 Jahre später schon in keramischer Zeit entstandene Ort Nevalı Çori etwas nördlich Urfas, der mittlerweile im Atatürk-Stausee versunken ist; dort fanden sich T-Pfeiler gleichen Typs in einer kleineren Kultanlage neben Gebäuden für mögliche Wohn- und Lagerzwecke, die es am Göbekli Tepe (bislang) nicht gibt. Solche Pfeiler sind an noch an zwei Standorten der Region bekannt, an denen aber derzeit keine Grabungen durchgeführt werden. Zwei weitere archäologische Funde seien erwähnt, um das steinzeitliche Szenario zu komplettieren, von dem hier wesentlich ausgegangen wird: Der etwa 600 Jahre später gebaute Turm des nördlich des Toten Meeres gelegenen Dorfes Jericho entstand aus ähnlichem Felssteinmauerwerk; Höhe und Durchmesser neun Meter! Der um vor 8.000 Jahren gebaute anatolische Ort Catal Hüyük, der nicht zuletzt durch den Fund einer angeblichen Großen Muttergöttin bekannt wurde, ist eine bäuerliche Wohnsiedlung mit hohem Jagdanteil; die Gebäude aus Lehmziegeln stehen Wand an Wand.² Das Relief dort, das diese Göttin zeigen sollte, erwies sich jetzt als ein Tier, auf das von oben gesehen wird; es gibt solche Reliefs ebenfalls am Göbekli Tepe in sehr ähnlicher, aber vollständiger erhaltener Form. Wenn sich Region und Bauten auch deutlich unterscheiden, gibt es

¹ Die keramische Zeit ist jene, deren Fundstätten keramische Scherben aufweisen. Erst 1952 wurde erkannt, es gäbe auch vorkeramische Zeiten mit Bauten wie dem Turm von Jericho. Die Ausgräberin dort, Kenyon, nannte sie vorkeramisches Neolithikum, Pre-Pottery-Neolithic, unterteilt in A (ältere, PPN A) und B. A bezieht sich auf etwa 9.500 bis 8.500 vC, B auf 8.700 bis 6.000 vC; Neolithikum = Sesshaft, Kulturpflanzen.

² Anatolien ist geografisch die Ebene westlich des Taurus-Gebirges; politisch wird heute auch bei den Ländereien bis an die Ostgrenze der Türkei von Anatolien gesprochen. Ober-Mesopotamien liegt zwischen Taurus und der Verlängerung des Zagros-Gebirges nordwestlich nach Kurdistan entlang der Grenze zu Syrien und Irak.

dennoch Gemeinsamkeiten bezüglich dieser Tierdarstellungen, wie vom Göbekli Tepe

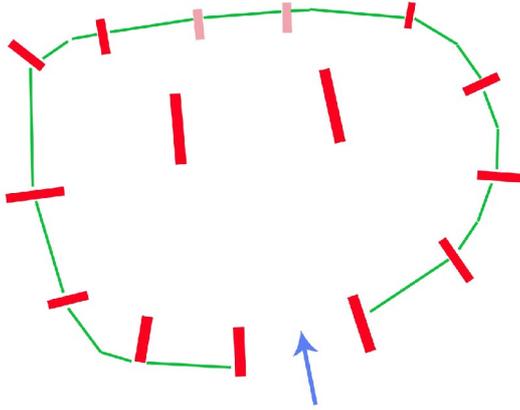


Das Modell ist eine sehr freie Bearbeitung des Göbekli Tepe, Anlage D: Um den Charakter des Baus zu erfassen, wurde das Eingangsfeld, das nur ein Loch zum Einstieg besaß, offen gelassen und die Mauer weniger hoch dargestellt. Sie reichte tatsächlich nach oben bis in die Pfeilerköpfe hinein, wenn die nicht ursprünglich hinter ihr verschwanden; der Pfeiler mittig an der Rückwand ist – wie ein hier nicht sichtbarer zweiter – fiktiv, sonst sind die Pfeiler ziemlich korrekt wiedergegeben. Die großen Pfeiler sind jetzt 5,5 m hoch, der rechts neben dem Eingangsfeld 3,5 m, die anderen um 3,0. (frei nach Schmidt, 2008)

vielleicht zu den großen Felssteinmauern Jerichos.

Wie läßt sich mit soziologischem Blick etwas über Denken und Glauben jener Menschen ermitteln, die die Anlage am Göbekli Tepe planten und errichteten? Wie lebten sie? Überlegungen zum Thema sollen möglichst dicht an empirischem Wissen anknüpfen. Deshalb ist dieser Bau gut geeignet, die doch auch nötigen Spekulationen zu jener frühen Zeit an dieses konkrete Objekt jeweils wieder anzubinden. Empirisches Wissen kann aber auch aus ganz anders gelagerten Forschungen zum Thema gewonnen werden, etwa aus der Kenntnis über rezente Urvölker,¹ denen eine ähnliche kognitive Kompetenz wie den Menschen der Steinzeit zuzuordnen ist. Generell ist die Analyse der uns interessierenden Lebensformen sehr früher Menschengruppen weiterhin schwierig, müssen doch aus Berichten sehr viel späterer Zeit Schlüsse auf die Frühgeschichte gezogen werden, da die Archäologie zum Soziologischen leicht überfragt ist; reiche Frauengräber können beides bedeuten: Frau eines Mächtigen oder mächtige Frau. Berichte über rezente Urvölker gibt es seit dem 16. Jahrhundert beispielsweise von den Eroberern Amerikas und Asiens und von den sie begleitenden christlichen Priestern, die eigene Interessen verfolgten, primär die geistige Unterwerfung (aber auch die Versklavung unter Klöster, zum Beispiel in Kalifornien). Eine weitere Grundlage ergibt sich aus der Frage, wie der Homo sapiens universell zu einer animistischen Weltvorstellung kam und was sich daraus für die Untersuchung ergibt. Die Idee zum Bauvorhaben mußte zuerst eine aus religiösen Vorstellungen heraus sein, wenn er richtig als Kultbau verstanden ist, woran wohl niemand zweifelt. Ihr kann die Bauplanung erst folgen. Wobei zu prüfen ist, was unter religiös zu jener Zeit an jenem Ort verstanden werden kann. Eine animistische Welt von Geistern in allen toten und lebenden Dingen? Oder gab es ergänzend dazu bereits eine Religion mit erkennbaren GöttInnen? Die großen Hauptpfeiler in den Anlagen verweisen eher auf letzteres. Um nur einiges genannt zu haben, wozu wir noch kommen werden. Nach dem religiösen Konzept gilt es die Gestaltung der Kulträume selbst zu bedenken! Wer sie ersann sollte keine (Wohn-) Gebäude kennen? Sind nicht die äußeren Pfeiler in den Außenmauern jenseits ihrer geistigen Bedeutung schlicht Pfosten, die Wände stabilisieren? Die beiden Mittelpfosten stützen in einem solchen Gedanken eine Dachkonstruktion. Tatsächlich gibt es eine solche Fundstelle von Pfostenhäusern in Ain Mallaha nördlich des Sees Genezareth in der Zeit der Natufien-Kultur vor 13.000 bis 11.000 Jahren in der Levante (östlicher Mittelmeerraum). (Roaf, 1998: 27ff) Schmidt kommt aber nachvollziehbar am Göbekli Tepe zu offenen Kulträumen. Er spricht für jene Zeit für die Ebene um den Kultbau herum von bestehenden Wiesen von Wildgetreide mit einzelnen Bäumen und Galeriewäldern (entlang der Flüsse). Bei Roaf ist das Gebiet vor den nördlichen Bergen als Nadelwald bezeichnet. (1998: 22; siehe Uerpmann, 2007)

¹ Mit rezenten Urvölkern werden jene Gruppen von SammlerInnen und Jägern oder einfache Bauerngemeinschaften ohne Pflug verstanden, die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts beschrieben wurden; heute gibt es sie bis auf wenige Ausnahmen nicht mehr. Einfache Völker der Dritten und Vierten Welt haben heute überlicherweise Kompetenzen, die über das solcher rezenter Urvölker hinausgehen, etwa durch Kenntnis von Maschinen/ Autos, die bis zum Anfang des 20. JH jedenfalls noch „fremd“ geblieben sein mochten.



Göbekli Tepe: Grundrißskizze Anlage D; Rot = Pfeiler, Hellrot = vermutet; dünne Linie = ungefähr Innenbegrenzung Mauer; Pfeil = Mauer mit Einstieg (frei nach Schmidt, 2008)



Es wird kleine Reibungen mit jenen Interpretationen geben, die aus archäologischer Sicht vorgetragen werden. Deshalb soll klar sein: hier wird nicht Interpretationsmacht angestrebt, sondern es geht um soziologische Überlegungen, die hier und da die Archäologie dieser Anlage tangieren mögen – als Fragen.¹ Einerseits soll also von den archäologischen Kenntnissen über die frühen Menschen im Nahen Osten und in Europa her eingengt werden, um was für Leute es sich gehandelt haben mochte, die ein solches Bauwerk schufen, andererseits vom Wissen über die menschliche Onto- und Phylogenese. Welche Bedingungen mußten erfüllt sein, um diese Leistung zu erbringen, technisch wie geistig? Verstehen wir dazu mit Schmidt (2008) die am Kultbau gefundenen abstrakten Zeichen als mnemotechnische Symbole, bildhafte Gedächtnisstützen, die zusammen mit den weit überwiegenden Tierdarstellungen in jener Zeit Wiedererkennbares für die Menschen waren, eine Vorform der Schrift, die vielleicht verschiedene

Gruppen bezeichnete,² dann kommt am Göbekli Tepe eine ausgeprägt *kulturelle* Welt zum Vorschein, weit mehr als sich mit SammlerInnen und Jägern typischerweise verbindet.³ Wenn die ältesten drei Rundbauten gleichzeitig bestanden, was anderes könnte die Ursache sein, als eine Summe von verbundenen Gruppen zu repräsentieren? Schon ein großer Götterhimmel? Oder Bauten für unterschiedliche Gruppen: Frauen, Männer, Priester?

Die äußerliche Beschreibung des steinzeitlichen Bauwerks ist nicht übermäßig komplex, auch deshalb nicht, weil hier nur auf die bislang älteste Grabungsschicht III bezug genommen werden soll. Dort wurden im wesentlichen vier Bauanlagen gefunden, drei sind von einem Typus, eine kleinere, die Anlage A, hat einen etwas anderen Charakter: ihr Grundriß ist eher rechteckig, ein kleiner Raum, an den eine Apsis anschließt; davon soll folgend nicht die Rede sein. Die anderen drei Anlagen sind angenähert kreisförmige Mauerkomplexe, deren Wände von Pfeilern gestützt werden, und in deren ungefährender Mitte zwei größere Pfeiler stehen. Eine Anlage (C) hat zusätzliche äußere Mauerringe und einen längeren schmalen Eingang (bei den Griechen: Bromos). Folgend sei die Anlage D etwas genauer beschrieben, die auch das fotografierte Modell andeutet, um sich die Perspektive vorstellen zu können. Höchstwahrscheinlich war auch diese Anlage ohne Bedachung, ihr eiförmiger Grundriß ist ungefähr zwölf mal 16 Meter groß. Die äußeren Pfeiler ragen um drei Meter über den Fußboden aus Fels hinauf. Die

¹ Es geht mir hier in keinsten Weise um Kritik an Schmidt, dessen Interpretation von ganz anderen Voraussetzungen bestimmt wird als meine soziologischen Fragen, die notwendig – schon wegen der nicht hinreichenden Kenntnisse der Frühgeschichte – vage bleiben müssen, die Antworten erst recht.

² Wird die mehrere tausend Jahre lange Entwicklung der ersten Texte von Uruk bis zum von den Griechen von den Phöniziern übernommenen Buchstabenalphabet bedacht, kann ein Rückdenken zu ersten Anfängen nochmals tausende von Jahren zuvor nicht mehr als abwegig erscheinen, wobei nicht von direkter Kontinuität ausgeht. Aber warum sollte ein solches Prinzip nicht schon dort seine Wurzeln haben, es gab ja auch sehr früh schon Handel, wie in Çatal Hüyük gefundene Objekte zeigen; viel früher auch weiter im Norden von Spanien bis Sibirien. (Burenhult)

³ Mit rezenten Urvölkern, die auch heute immer mal wieder von der Luft aus im Regenwald „entdeckt“ und fotografiert werden, wie sie mit Pfeilen den Hubschrauber beschießen, hat die Situation am Göbekli Tepe kaum etwas zu tun, selbst wenn diese kleinen Stämme sich Hütten bauen, die es vielleicht am Göbekli Tepe noch gar nicht gab, oder doch? Siehe den Abschnitt zu den Mbuti.

umfassende Mauer wird etwas weniger hoch gewesen sein, reicht aber zum Teil nach oben in die Pfeilerköpfe hinein. Deutlich größer sind die inneren beiden Pfeiler, sie ragen fünfzehn Meter über Grund und stehen in fünf Meter Abstand zueinander auf jeweils einem niedrigen Sockel aus dem Felsgrund (15 cm), beziehungsweise sind sie in ihn eingespannt, wie die anderen Pfeiler wohl auch in den Boden hinein reichen. Bei der gefundenen nur minimalen Einspanntiefe der Mittelpfeiler in den Boden bei Anlage D von 15 cm stellt sich aber die Frage nach einer Abstützung. Entscheidend für die Beurteilung der Anlagen sind die Formen der Pfeiler, die als T-Pfeiler bezeichnet werden: sie bestehen aus Sandsteinplatten, die vielleicht bei vierzig Zentimeter Dicke um einen Meter breite Schäfte haben; darüber ist ein ähnlich hoher Kopf symbolisiert, der hinten wie vorn als Hinterkopf und Gesicht/ Kinnpartie übersteht, weshalb von T-Pfeilern die Rede ist. Die umschreibenden Rechtecke weisen über Grund etwa ein Verhältnis Eins zu Zwei auf.¹ Die Pfeiler sind eindeutig als „menschlich“ markiert, sie haben oft als Flachrelief angedeutete Arme und Hände, die sich vor dem Bauch schließen. Die großen Pfeiler der Anlage D zeigen darüber hinaus Gürtel und einen Fellschurz; sie stehen dadurch für männliche Figuren. (JB 2009) Ganz wesentlich für die Beurteilung der Anlagen ist die künstlerische Ausgestaltung an den T-Pfeilern, die meist Flachreliefs aufweisen. Zumindest in einem Fall (Anlage C) ist ein bildhauerisch fast vollständig ausgearbeitetes Tier direkt aus dem Stein des T-Pfeilers als Hochrelief gearbeitet; an anderen Stellen scheinen solche Arbeiten abgeschlagen zu sein. Das könnte mit der späteren Verfüllung der ganzen Anlage auf Ebene III zu tun haben, die nach einer unbekanntenen Nutzungszeit diesen Teil des Kultbaus „beerdigte“, vielleicht mit feindlicher Absicht. Zu diesem Ende soll hier nicht mehr gesagt werden, als daß sich im Geröll zur Verfüllung menschliche Knochen finden, vielleicht solche aus aufgelassenen Gräbern; unberührte Gräber fanden sich bislang nicht. Später wurden – zum Teil auf dieser Verfüllung – neue Anlagen mit deutlich kleineren T-Pfeilern errichtet. Der Göbekli Tepe wurde nach etwa 2.000 Jahren aufgegeben.

Ich spreche –solange nichts anderes gesagt wird – bei Menschen stets vom *Homo sapiens*, nicht von früheren Hominiden; dies zu betonen hat einen Sinn: der moderne Mensch entstand als *biologisch-genetisch definierte Art* aus einer relativ kleinen Gruppe (mit der oft Eva genannten Stammutter) vor etwa 150.000 Jahren oder etwas früher in Afrika. Vor zirka 70.000 Jahren verbreitete er sich von dort aus über die Welt und verdrängte den *Homo erectus* und dessen (wahrscheinliche) Nebenlinien, wie heidelbergensis und neandertalensis vollständig. Beim Auszug aus Afrika ist der sapiens offenkundig so weit entwickelt, daß auch diejenigen, die die frühe Wanderung vor 60.000 Jahren in Richtung Australien unternehmen, bevor ab vor 50.000 Jahren der Nahe Osten und Europa besiedelt wurden, sich biologisch, kognitiv und sprachlich nicht unterscheiden. Der für uns erkennbare Prozeß der natürlichen Zuchtwahl Darwins kann für unseren Zweck als abgeschlossen betrachtet werden. Das heißt, der *Homo sapiens* war (zumindest nördlich von Afrika) „*immer schon*“ der moderne Mensch wie es heute alle Menschen sind, nur historisch unterscheiden sich seine Lebensbedingungen und -formen.² Er hatte also *immer schon* die gleiche *Kapazität* seines Gehirns, bildete aber entsprechend seiner Zeit und alltäglichen Erfahrung eine historisch bestimmte geistige *Kompetenz* aus. (Dux, 2008) Zusätzlich gilt es, den evolutiven Übergang des Menschen aus früheren Formen zu erkennen, um den Weg vom Tier zu ihm für die Entwicklung seines Geistes verständlich zu machen, und das nicht nur phylogenetisch, sondern auch ontogenetisch. Letzteres bedeutet – wie noch zu zeigen ist –, soziologisch (!) bei der Betrachtung des Sozialen vom Individuum auszugehen und nicht (mehr) von Gesellschaft. Ich gehe bei halbwegs gesunden Menschen als Typus von einer ausschließlich sozialen Bestimmung aus, die das Lebensnotwendige jenseits von rein biologischen Funktionen, wie Lebensmittel verwerten, komplett *lernen* und nicht in ihren Genen vorfinden, nicht

¹ Leider bekomme ich keine Maße; nach dem Plan bei Schmidt sind die großen Pfeiler in Anlage D im Kopf etwa 2,5 m breit, der Schaft mag dann 2,0 m breit sein, die Dicke sei 0,5 m, der Pfeiler ist 5,65 m lang. Dann wiegt ein fertiger Pfeiler bei einem Gewicht des Sand- oder Kalksteins von 2,7 t/m³ um 6 Tonnen. Im Rohzustand bei einer Plattengröße von 3x6 m und 0,6 m Dicke kommen an die 30 Tonnen zusammen.

² Ich spreche nicht mehr von *sozialer* (!) Evolution, sondern stets von *Prozeß* (wie ich auch Dialektik nicht mehr für brauchbar halte, um sozialen Wandel zu analysieren oder darzustellen). Viele Entwicklungen an ganz verschiedenen Orten und Zeiten sind nicht deshalb ähnlich, wird mir immer sicherer, weil die eine gemeinsame Herkunft haben, etwa aus einer Urgesellschaft stammen. Sondern diese Gemeinsamkeit entsteht über die Strukturen des Denkens, das alle Menschen zu allen Zeiten auf Basis eines gleichen Gehirns ausbilden. Annahmen, Riten, soziale Differenzierung wiederholen sich überall „aus sich selbst“ heraus. Dux hat diesen Prozeß in ersten Ansätzen mit seiner Historisch-genetischen Theorie beschrieben. (2008) Diese Problematik wird noch intensiv zu untersuchen sein, was hier nicht zu leisten ist; manches dazu bleibt Anregung zum Weiterdenken.

Intelligenz, nicht Aggression, nicht Sprache – immer schon (*empirischer Konstruktivismus*). Das mag nicht bis ins Letzte bewiesen sein, aber von einer nicht-nativistischen Arbeitshypothese auszugehen, erlaubt jedenfalls als Perspektive die menschliche Freiheit.

Diese Erkenntnis der geistigen Konstitution des Homo sapiens macht es möglich, für die hier zu untersuchende Zeit um vor 12.000 Jahren und früher von ihm generell wie vom heutigen Menschen zu sprechen, der nur in jener anderen Zeit lebte. Viele historische Zeugnisse, von der steinzeitlichen Höhlen-Malerei, über tragbare Kunst als Schnitzereien oder Bildhauerarbeiten, frühem Hausbau und Handel bis hin zum Bau am Göbekli Tepe unterstützen diese Hypothese. Dazu spricht er immer schon das für ihn nötige in einer vollwertigen Sprache. Das kann wahrscheinlich für die Familie des Homo erectus¹ nicht gesagt werden. Noch dem Neandertaler wird keine moderne Sprachfähigkeit zugetraut. Für die historische und soziologische Differenzierung steht deshalb nur die je ausgebildete Kompetenz der jeweiligen Menschen zur Verfügung. Genetische Veränderungen liegen weit zurück. Aber nicht nur aus früherer Zeit kann eine gewisse Kontinuität der Lebensweise unterstellt werden, wenn etwa vom Cro-Magnon-Menschen von vor gut 40.000 Jahren in Europa Kenntnisse vorsichtig übertragen werden. Sondern auch aus späterer Zeit, vor allem aus Mesopotamien, etwa bei der Analyse von Mythen Sumers, sind Rückschlüsse möglich. Und das gilt ebenso für die Betrachtung rezenter Urvölker aus aller Welt, die zur Analyse des sozialen Verhaltens der Menschen vom Göbekli Tepe beigezogen werden. Sie alle verfügen über eine ähnliche Kompetenz, die mit Piaget als *prä-operationale* Kompetenz bezeichnet werden kann, über die solche Menschen generell nicht hinauskommen, wie zu zeigen ist.

Ich gehe nicht von einem Evolutionismus aus,¹ der eine generelle Entwicklung menschlicher Lebensformen vom Einfachen zum Komplexen unterstellt. Daß es viel später als der Zeit des Göbekli Tepe unter den rezenten Urvölkern sehr schlichte WildbeuterInnen gab, bedeutet nicht, es wären vor 12.000 Jahren alle Menschen noch schlichter organisiert gewesen, obwohl es eine *Tendenz* dieser Entwicklung offenkundig gegeben hat; solche Völker lassen sich in Klassen ordnen, die Komplexität und Zeitraum berücksichtigen. Es gab auch solche Folgen kultureller Stufen, wie den Übergang von Wildbeuterei zum Landbau. Doch für den konkreten Einzelfall heißt das nichts. Immer wieder erkennen wir Prozesse vom Einfacheren zum Komplexeren, einen Richtungssinn, der seit der Aufklärung im Sozialen von Generation zu Generation angestrebt wird; aber es gibt offenkundig nicht den einen großen Prozeß der Menschwerdung. Amerika zeigt uns, wie dort Völker durch die Ankunft der Eroberer in frühere Lebensformen zurückgestoßen wurden, vom Ackerbau zu Pferdehirten und WildbeuterInnen, vielleicht zu solchen Menschen wie den einfachen Feuerländern. Auch Australien ist diesbezüglich schwer einschätzbar, weil unser Wissen nur von Weißen stammt, die den eigenen Einfluß – vor allem durch verstörende Epidemien – selbst nicht unbedingt erkannten. Doch ebenso konnten Konflikte zwischen historischen Völkern untereinander solche Ergebnisse haben. Auch die Verwandtschaftsorganisation kann nicht als feste Folge in diesem Sinn interpretiert werden. Morgan (1877) fand auf Hawaii Familienformen mit Verwandtschaftsbezeichnungen, als hätten alle Töchter einer Mutter einer Generation alle Söhne einer anderen Mutter „geheiratet“. All das hat es irgendwann irgendwo wahrscheinlich gegeben; abgesehen von einer Stufe des Matriarchats, für die es keine Belege gibt, nicht einmal plausible Thesen. Wie die Menschen organisiert waren, die den Göbekli Tepe bauten, ist daraus nicht ableitbar. Dort kann es durchaus schon Häuptlingssysteme gegeben haben, während in der weiteren Umgebung noch simple unstrukturierte WildbeuterInnen lebten, die es dennoch vielleicht waren, die die seßhafte Landwirtschaft ins Leben brachten. Die Frage ist unter anderen, wieviel Organisation war mindestens nötig, um den Bau errichten zu können.

Der Kultbau in Ober-Mesopotamien sagt uns, dort hatte sich offensichtlich eine geistig-religiöse Ideologie mit großer Kraftentfaltung entwickelt, eine dynamische Zeit, die den normalerweise sehr konservativen Urvölkern generell nicht zugeordnet wird. Lévy-Bruhl und andere haben von rezenten WildbeuterInnen und einfachen Landbauvölkern eine Menge Belege dafür zusammengetragen, bei ihnen generell von einer „*Neuerungsfeindschaft*“ auszugehen. Darin spiegeln sich zwar auch Abwehrhaltungen gegenüber den weißen Kolonisatoren, wenn diese Leute aus mythischen Gründen (!)

¹ Meine Thesen sollen nicht andere Theorien bewerten, wie etwa den Funktionalismus, den Evolutionismus oder den Strukturalismus; insofern nutze ich solche Begriffe ganz allgemein und sage ausdrücklich, wenn ich an einer dieser Theorien oder anderen anknüpfe.

mißtrauisch gegen die Nahrung der Fremden waren und sich nicht zum Christentum bekehren lassen wollten. Es gäbe aber auch einen Widerwillen, alte Gebräuche aus Furcht vor Ahnen und Geistern für neue preiszugeben. (1959) Wie sollte auch hinreichend mit den Ahnen kommuniziert werden, zumal wenn die Ältesten deren Meinung teilten; da bleibt es besser wie es ist. Einzelne Neuerer oder erfolgreiche Leute mußten sich vor dem Verdacht der Zauberei fürchten, und das war ein dramatischer Vorwurf. Die Verehrung der Ahnen und deren Vertretung auf Erden als Richter über Gut und Böse schaffen eine generell *konservative Struktur*. Die von Schmidt angenommene Grundfertigkeit am Göbekli Tepe, Steinmauern aufzuwerfen, um Tiere zu lenken, sei es von fruchtbaren Tälern voller Urgetreide weg oder in eines als Falle hinein, mag „so nebenbei“ entstanden sein, nicht als von den Geistern abgeseignete Bauwerke. Daß es keine Belege für solche Mauern gibt, kann mit der späteren Landwirtschaft erklärt werden, da größere Steine von den Feldern in Steinlager/ Lesesteinhaufen verbracht werden, um pflügen zu können. Das gilt auch für das Überpflügen von Gruben früher Gebäude – wenn es das alles denn gab. Steinmauern aufzurichten ist so schwierig nicht. Doch die Herstellung der großen Pfeiler ist etwas ganz anderes. Die Neuerungsfeinde bauen plötzlich eine neue Welt.

Ursprungs-Mythen

Um Denken und Glauben früher Zeit nachzuempfinden, kommen wir als erstes auf Mythen zu sprechen, auf tradierte Geschichten über den Ursprung der jeweiligen Gemeinschaft. Die ältesten Schriftzeugnisse von Mythen Sumers sind der Entstehung des deutlich älteren Göbekli Tepe historisch am nächsten. Können sie auf diesen Kultbau bezogen werden? Uns Hinweise auf das Warum und Wie dieser Anlage geben? Als Homo sapiens die wahrscheinlich nicht erst ihm eingefallene Frage mit seinen neuen intellektuellen Möglichkeiten zu beantworten suchte, wie Menschen entstanden, wie Leben und die Erde wurden was sie sind, da werden diese Leute schnell auf die *Geburt* als wesentlichen Gedanken für die Entstehung von Neuem gekommen sein und auf die Differenz der Geschlechter: nur die einen schufen direkt Leben, während die anderen es auf ihre Weise gestalteten. Solche Erzählungen sind nicht immer so alt wie die Erzählenden es annehmen.¹ Und es ist nicht selbstverständlich, wie ihre Inhalte zu verstehen sind, eher nicht so wie sie erzählt wurden. Wie sind sie zu lesen? Mythen aller Zeiten, ob schriftlich oder mündlich weitergegeben, wie bei schriftlosen rezenten Urvölkern, sind Welterklärungen, oft in Schöpfungsgeschichten dargestellt. Erklärungen also zu Ereignissen, zu denen die sie vortragenden Menschen keinerlei Kenntnisse in unserem Verständnis haben konnten. Das wird im großen und ganzen noch bei der Betrachtung des zum Teil abstrusen frühen „Wissens“ in Mesopotamien und Ägypten bis hin zu den Vorstellungen des klassischen Griechenlands sehr deutlich und gilt auch für rezente Urvölker, wie wir aus den Berichten über die traditionellen Menschen der Welt noch aus dem beginnenden 20. Jahrhundert wissen. Dux – auf den ich mich hier beziehe – zeigt sehr plausibel auf, wie Mythen zu lesen sind, nämlich nicht als historische Berichte, sondern als grundlegende Interpretationen (auf Basis damaligen Weltverständnisses). Dennoch ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß solche Geschichten einen realen Hintergrund haben können, die sumerischen Mythen zur Sintflut gehören dazu, obwohl nicht geklärt ist, welches Flutereignis damit vielleicht aufgegriffen wurde.

In vielen Ursprungs-Mythen erscheinen die Frauen mächtiger als die Männer, als wäre das von der (wilden chaotischen) Natur vorgegeben. Daraus wurde oft auf ein frühes Matriarchat (Frauen-Herrschaft) als evolutive Stufe geschlossen. Mythen sind soziale Produkte, mit denen dieses Naturhafte gerade abgestreift werden soll/ muß, um eine Erklärung der realen Existenz zu finden und um menschliche Ordnung zu begründen. Deutlich bestand da eine Differenz zwischen Mythos und Realität, denn es mußte *einerseits* anerkannt werden, daß Frauen über die Geburten Leben stiften, was das einzig tatsächliche Wissen zur Entstehung von Leben war. Im aktuellen Leben der den Mythos tragenden Gruppe ist aber *andererseits* nicht die Frau mächtig, sondern der Mann, wie alle Mythen als Ergebnis zeigen, die dieses Thema behandeln. Und wie es auch für vor-mythische Zeiten zu vermuten ist, wie wir noch sehen werden. Solche Mythen sind Verweise vom Bestehenden zurück zu einem Ursprung der jeweiligen Welt, wie sie aber offenkundig nicht mehr ist, weil jetzt menschliche/ männliche Ordnung sie prägt. Sie

¹ Bei Indianern gibt es Ursprungs-Mythen, die die Existenzweise indianischer Gruppen ausdrücklich mit Reit-Pferden verbinden. (Josephy, 1998: 222) Diese Tiere sind aber erst mit den Spaniern ins Land gekommen; eine sehr kleine Frühform wanderte über die Behringstraße nach Asien, starb in Amerika aber etwa zu der Zeit der Besiedelung aus.

zeigen nicht ein „Forschungsergebnis“, sondern lediglich ein gedanklich mögliches Gegenteil des Bestehenden, verweisen auf das Chaos in der mythischen Zeit, die also nicht eine reale historische Zeit ist; in Australien ist die „Traumzeit“ eine solche ewige und doch historische Zeit. War das Chaos weiblich, so werden mit den Mythen die realen Verhältnisse, die soziale Ordnung einer Gruppe oder eines Stammes legitimiert, die nun durch Männer geprägt ist. Dies gelingt auch deshalb, weil Mythen die Kraft des Wortes verkörpern, mit ihm identisch sind (Im Anfang war das Wort..., Joh 1,1). So wie auch Namen von Dingen bei rezenten Urvölkern und noch im frühen idealistischen Denken als identisch mit den Dingen empfunden werden. In gleicher Weise werden auch Geburt und Tod als identisch verstanden und mit der Geburt das Weibliche und also auch der Tod. Und mit der Angst vor der Kraft des Weiblichen wird die Angst vor dem Tod mitgedacht oder gefühlt. In weiblichen Symbolen – seien es nur eingeritzte Vulven oder Frauen-Figurinen, ob dick oder dünn, oder was immer – sind beide vorhanden: Leben und Tod. Bei jedem individuellen Tod, sagt Dux, ist in jener Vorstellung der Tod des Lebens insgesamt zu befürchten. Frauen heilen und töten, wenn sie nicht wie die Kinder unter Kontrolle der Männer gehalten werden.¹ Und alle diese Kräfte sind in animistischen Vorstellungen Subjekte, Handelnde, woraus sich die Beziehung zu Geistern, GöttInnen und Ahnen bestimmt, die direkt am Leben der frühen Menschen teilhaben. Nach dem Verkünden der Mythe ist klar, daß sich seit der mythischen Zeit für die jeweilige Gemeinschaft etwas geändert hat und nun *berechtigt* (!) die Männer den entscheidenden Einfluß haben, die Schöpfer des Realen und dessen Ordnung. Werden sie geglaubt/angenommen, wird der Mythos zur numinosen Kraft. Wer über die Mythen, über das Wort verfügt, verfügt über diese Kraft, die aus dem Chaos Ordnung werden ließ, die das Weibliche, damit Leben und Tod, dem Männlichen unterwarf. Und die Kraft, die aus dem Ursprung her dieses ermöglichte, ist mächtiger als das daraus folgende, mächtiger als der aktuelle Zustand. Der Träger/ Verkünder des Mythos ist deshalb mächtiger als die Realität. Wir werden noch sehen, daß das keine bloße Behauptung war, sondern sich dies aus dem frühen Denken über Ursachen selbst ergibt. Wer über den Mythos herrscht, beherrscht auch die damalige Gegenwart. Wenn es auch zuerst Chaos gab, das in den schriftlichen Mythen bereits durch Götter gebändigt wird, nicht mehr nur durch Naturgeister, so lag darin dennoch zwar nicht die Ordnung, aber schon die Kraft zur nun bestehenden Ordnung. In den Mythen ist die Frau deshalb im vorzeitlichen Ursprung mächtiger, weil in ihnen gerade ihre Niederlage religiös begründet wird. Wie banal klänge dagegen die schlichte Feststellung des Mannes: Weil ich stärker bin, tust Du was ich sage! Im Alltag geht es so schlicht, wie Schläge zeigen, die in vielen rezenten Urvölkern gegenüber den Frauen als normal gelten. Es geht auch um viel mehr, nicht nur um die Unterdrückung von Frauen, sondern um die Macht über das Weibliche, über die Schöpfung, die dann mit den Riten beherrscht werden muß. Die männliche Angst, die auch in diesen Mythen ausgedrückt wird, die Unordnung könne mit der Macht des Weiblichen jederzeit zurückkommen, kann dann rituell überwunden werden. Etwa indem Regeln erfunden werden, die das sichtbarste Zeichen des Weiblichen jenseits der Geburt von Kindern, die Menstruation, eingrenzen, Tabus, daß Frauen beispielsweise während der Menstruation bestimmte Dinge nicht anfassen oder tun dürfen. Oder wenn die Jungen durch Männer in Initiationsriten erst *sozial* beziehungsweise *mythisch* geboren werden. Die alten Mythen von der Macht der Frauen sind also gerade kein Hinweis auf frühe Frauenmacht oder gar ein Matriarchat.²

Sehen wir auf eine zweite Denkungsart, die aus Mythen über jene frühe Zeit erkennbar wird, auf männliche Fruchtbarkeitssymbole. Nun haben die Jungs ihren eigenen Anteil an Geburt und Schöpfung erkannt und bringen ihn trotzig zur Geltung; doch der Kampf ist noch nicht entschieden, Fruchtbarkeits- und zugleich Todesgöttinnen spielen weiter eine Rolle: Inanna/ Ishtar bleibt lange mächtig in Mesopotamien, noch Gilgamesch hat Ärger mit ihr. In Mythen früher (Stadt-) Staaten ist die patriarchale Verfassung schon abgesicherter als bei (rezenten) WildbeuterInnen. Da wundert es nicht, im frühen Sumer, Ägypten und noch bei den alten Griechen Vorstellungen über die Entstehung der Welt zu

¹ Daß Frauen der Natur, Männer der Kultur zuzuordnen sind gilt Männern „ewig“; dieser Ansatz war erneut bei den Aufklärern des 18. Jahrhunderts Basis des männlichen Selbstverständnisses. Noch Tönnies schreibt 1887 in *Gemeinschaft und Gesellschaft*, es gehörten Frauen und Kinder zusammen als vom gleichen Geiste, ähnlich Weber.

² Viele dieser Annahmen finden wir noch in der Analyse der Baruya von Godelier (1987); dieses Volk Neuguineas (1951 entdeckt, 1967ff beschrieben) pflegte Ursprungsmythos und Riten, die vollständig auf die Macht der Männer gegenüber den Frauen hin konstruiert waren.

finden, die zwar zum Teil noch die Niederingung der Frauen thematisieren und von der Zeugung des Lebens sprechen, nun aber von der männlichen Zeugung. Deshalb frage ich, ob nicht auch Initiationsriten am Göbekli Tepe stattfanden? Warum sollte auch von nur einer Nutzung ausgegangen werden? Ein solcher Ritus scheint derzeit nicht weniger plausibel begründbar zu sein wie ein Totentempel, von dem Schmidt ausgeht, auch wenn mittlerweile offenbar Hinweise auf Bestattungen gefunden sind, anders als noch in Schmidts Buch angegeben. Am Göbekli Tepe finden sich zwar keine Hinweise auf weibliche Fruchtbarkeit, aber *Phallus-Symbole*, als Skulptur und Relief, dazu eine Menschen- und eine Tierskulptur mit deutlich erigiertem Penis! Die häufigen Fuchsdarstellungen sind ebenso fast immer betont männlich ausgeführt.¹ Auch in der verwandten Kultur in Nevalı Çori seien 1.000 Jahre später unter den ausgegrabenen kleinen Figurinen „wahrscheinlich“ viele mit erigiertem Penis erstellt worden, sagt Schmidt. War also der Kultbau am Göbekli Tepe auch ein heiliger, bedrohlicher Ort, an dem aus Jungen Männer erzeugt wurden, von Männern? Die durch die Mütter geborenen nur irdischen Leiber wurden in solchen Riten bei vielen Urvölkern geistig neu geschaffen, wurden männlich. Eine „soziale Geburt“ durch die Väter gab es noch im Sparta der klassischen Zeit und weit später bei den Germanen, bei der die Neugeborenen von ihnen angenommen oder getötet wurden. Initiationsriten sind zum Teil mit großen Schmerzen durch Beschneidung und Subinzision (Harnröhrenaufschnitt) verbunden, auch Fasten zur Stimulierung von Träumen, oder (durch Bier?) erzeugte Halluzinationen und dergleichen konnten dazugehören; die Beschneidung bei Juden und Moslems ist nichts anderes. (Jos 5) Solche Einführungen in die Erwachsenenwelt gab es für Frauen offenbar seltener, waren aber noch schmerzhafter und ausgesprochen ungesund, wenn die Klitoris entfernt und womöglich die Scheide vorerst bis auf einen Urinauslaß zugenäht wurde (Infibulation); wo und ab wann kommt dies vor? Die Stoßrichtungen sind sehr unterschiedlich: die Mädchen werden zum „Handelsgut“, das „unbefleckt“ vom Vater an einen erfolgreichen Bräutigam übergeben wird, der den elterlichen Lebensabend mit sichern soll; das „blutige Bettuch“ nach der Hochzeit gehört noch hierher.

Im sumerischen Schöpfungs-Mythos vom Paradies Tilmun macht der Gott Enki mit seinem Samen das sumpfige Land fruchtbar, bevor er mit seiner Gemahlin Ninhursag Kinder zeugt. (in Grimal, 1977-1: 92) Als die Dame die Macker satt hat und mitsamt aller Fruchtbarkeit des Landes und der Tiere verschwindet und nur Totes zurückläßt, wird sie (von einem – heiligen? – Fuchs) zurückgeholt, und danach ist sie plötzlich liebevolle Pflegerin des kranken Gatten, der Arme! Überhaupt ist in Mythen ja immer ziemlich was los, mehr wohl als im wirklichen Leben. Auch die wechselnde Bedeutung einzelner GöttInnen ist in ihnen ein bekannter Vorgang, wie beim Erstarken des babylonischen Marduks bis hin zu Zeus, der gleich eine ganze Gruppe auf dem Olymp anführt, nachdem die ErdgöttInnen an Bedeutung verloren. Der ägyptische Schöpfergott Atum schuf die nächste Göttergeneration durch Onanieren, (44) der hurritische Kumarbi zeugt einen Sohn Ullikummi mit einem Felsen, aus Sperma entstand noch die göttliche Aphrodite, Zeus läßt sich Athene mit der Axt aus dem Schädel holen, die später mit einer anderen Göttin zu Pallas-Athene verschmilzt. In der französischen Höhle von Le Tuc d'Audobert finden sich Fußabdrücke von (männlichen?) Kindern aus der Zeit des Magdalenien vor 20.000 - 12.000 Jahren, die um einen Phallus herum tanzten; auch Reste von Flöten aus jener Zeit wurden in solchen Höhlen ausgegraben und verweisen auf Feiern. Bei Initiationsriten ins Erwachsenenleben in den steinzeitlichen Höhlen ist die Rede von Situationen der Angst, das heißt zugleich: des Mutes. (in Burenhult, 2004: 114ff) Auch Schmidt denkt kurz an diesen Zweck. Die gefährlichen Tiere am Göbekli Tepe repräsentierten dann womöglich die Männerwelt. Ebenso ist von jener Vorstellung her, die ich noch erläutere, das Leben der Frauen sei sehr früh durch die Machtverhältnisse von den Männern bestimmt worden, (Dux, 1997) verständlich, eher einen „Männertempel“ zu erkennen, einen mit männlichen Macht- und Fruchtbarkeitssymbolen. Männliche Fruchtbarkeit könnte auf eine schon aus den ersten Anfängen hinausgetriebene mythische Welt verweisen – am Göbekli Tepe!

Ein früher Schritt weiterer Individuation und eine neue Weltsicht, die die Herausstellung von Göttern gegenüber unspezifischem Geisterglauben ausdrücken könnten, läßt sich aber ebenso in Richtung verschiedener Totenrituale weiterdenken: nun sterben nicht nur bloß (irgendwelche) Sippenmitglieder, sondern den Hinterbliebenen etwas bedeutende *Personen* gehen zu den Ahnen. Lévy-Bruhl berichtet davon, Kinder,

¹ Uerpmann (2007: 6f) verweist auf Zeiten des Natufiens mit wachsender Bevölkerung und Nahrungsmangel, so daß in Jericho und im fruchtbaren Halbmond auch Füchse, Schildkröten, Fische und Schnecken gegessen wurden.

Sklaven, gewöhnliche Frauen, arme Teufel ohne Wichtigkeit blieben auch nach dem Tode unbedeutend. Medizinmänner, Häuptlinge, Familienväter, geachtete Greise, kurz die beträchtlichen Persönlichkeiten behielten im Tode bei rezenten Urvölkern ihre Bedeutung. Wieder stoßen wir auf die traditionale Logik: die Toten sind als Eltern identisch mit den verbliebenen Kindern, also der Sippe, die ihren Ursprung in den Toten hat, die deshalb Macht über die Lebenden behalten. Das Ehren und Beerdigen der Toten scheint universal, bei allen Menschen vorzukommen. Dabei werden Todesfälle bei rezenten Urvölkern niemals als normal verstanden, auch nicht die aus Altersschwäche. Oft müssen sie gerächt werden, was nicht selten zum Krieg mit dem Nachbarstamm führe. Die in bestimmten Regionen vorkommende Kopffjagd ist auch oft so begründet. (1959: 54ff) Die Toten individuell zu erhalten, vielleicht dies in ihren mit Gesichtern aus Gips nachgeformten Schädeln zu ritualisieren, wie sie im wenig später begonnenen Jericho und an anderen Orten, auch noch bei rezenten Urvölkern gefunden wurden, scheint nachvollziehbar; bisher wurden am Göbekli Tepe keine entsprechenden Funde gemacht. Schmidt hält auch den Turm in Jericho nicht für eine Stadtmauer, sondern eher für ein Heiligtum. (wie in Burenhult, 2004: 232) Eine solche Verehrung im Tode durch die Lebenden könnte also erstmal nur den „Großen“ der Gruppe entgegengebracht worden sein: Frauen und Männern, Männern mit ihren Frauen? Auch darin läge bereits eine soziale Differenzierung, eine grundlegende Vorstellung von der Höherstellung der Alten gegenüber den Jungen, die stets eine besondere Ehrung erfahren, später dann als Ahnen; auch das findet sich universal, weil es aus dem frühen Denken selbst kommt, als traditionale und noch lange nicht aus einer prozessualen Logik. Wir werden noch sehen, wie dieses Denken in der Ontogenese aller Menschen gleichermaßen entsteht. Viele Traditionen haben offenbar darin ihre Wurzel, nicht weil sie alle aus einer Quelle, aus einer Urbevölkerung stammen. Das kann solche Ähnlichkeiten in zeitlich wie räumlich weit zerstreuten Völkern wohl erklären helfen. Initiation wie Totenkult und Götter verweisen auf ein Nachdenken über den *einzelnen* Menschen, welches sehr schlichte frühe WildbeuterInnen vielleicht noch nicht kannten. Jene Menschen begreifen sich als Teil der Gruppe; das gilt wohl immer weniger für sich berausbildende informelle Vorleute, wie später Häuptlinge, SchamanInnen oder schon PriesterInnen, die ausdrücklich eine herausgehobene Position einnehmen.

Religion

Die erkennbaren bautechnischen Fähigkeiten am Göbekli Tepe scheinen den mesopotamischen Hochkulturen in gewisser Weise näher zu sein, als es die Jahrtausende währende Distanz auf den ersten Blick vermuten läßt, (gefühlte) näher als die Distanz zu einfachen WildbeuterInnen ohne nennenswerte soziale Struktur, wie sie noch bei rezenten Urvölkern zu finden sind. Die geistige Fähigkeit zur Errichtung eines Kultes, für den der Göbekli Tepe gebaut wurde, bedurfte des geistigen Vorlaufs, wie der Bau selbst einen technischen. Gab es hinreichend lange vor dem Bau schon so etwas wie eine aus der Geisterumwelt ausdifferenzierte Religion, an die viel später jene Mythen der Götterversammlungen in Sumer anbinden?¹ Geschah das alles im Rahmen einer Religion, die Geisterbeschwörung und Magie hin zu ersten Mythen jedenfalls schon ein wenig überwunden hatte, Mythen, die *ohne Logik und chronologisches Verständnis* in unserem Sinn formuliert sind? So werden sie bei Grimal charakterisiert. (1977-1: 89) Geschah das also auf der Basis von Vorstellungen, die eher noch weniger „Rationalität“ kennen als sich in den Mythen Summers findet, so um 6.000 Jahre später? Mythen, die allerdings geglaubt und weitergegeben werden konnten, insofern auch eine gewisse zeitgemäße Rationalität im irrationalen Märchen zeigen. Daß eine Rationalität in unserem Sinn im Inhalt der Mythen, in den großen Glaubenssystemen von Ägypten, Mesopotamien bis hin nach Griechenland fehlt, läßt erkennbar nicht den Schluß zu, es gäbe sie dort auch nicht im Alltag. Allerdings geschieht die handwerkliche Arbeit, oder später die Bearbeitung des Metalls mit dem magischen Feuer, immer im Rahmen religiöser Handlungen. Die Geister und Götter überwachen alles; Pichot zitiert für Mesopotamien Rezepte für Metallverarbeitung, in denen die nötigen Gebete enthalten sind. (1995: 36) Es gibt diese Differenz zwischen animistischem Geister- und mythischem Götterglauben auf der einen und alltäglicher praktischer Fähigkeit auf der anderen Seite. In mesopotamischen Mythen sind die Menschen zur dienenden Arbeit für die Götter von jenen überhaupt nur gemacht

¹ Etwas abgesondert wegen der geografischen Lage inmitten von Wüsten und dem Meer entwickelte sich Ägypten, wo auch die etwas früheren mythischen Texte in Gräbern eingemeißelt überliefert sind (ab circa 2500 vC; Texte in Sumer ab 2150 vC). Entstanden ist die Schrift in Sumer offenbar früher.

worden; dann nerven sie durch Lärm und sollen per Sintflut wieder ausgerottet werden, ein Gott petzt aber... Vermutlich sieht er eine Karriere als oberster Menschengott. Setzen solche Vorstellungen nicht Herrschaft von Menschen über Menschen und verschiedene, wenn nicht geschichtete Götterfraktionen voraus, weil Religionen nur real bestehende soziale Figurationen wiedergeben können,¹ wie verbrämt/ irrational auch immer? Aber das ist alles viel später.

Wie sind solche Geister/ Götter verstehbar? Hübner (1985) sieht in seiner Studie zum religiösen Empfinden der mythischen Zeit Griechenlands in ähnlicher Weise einen gewissen Bruch von den frühesten Mythen hin zur dann reflektierten Mythologie der griechischen Klassik, die sich vielleicht als neues Weltbild fassen läßt. Er hat für die griechische mythische Zeit verständlich gemacht, was dort – offenbar noch wenig verschieden von Sumer – unter Göttlichkeit verstanden wurde: eine ständige und auch örtlich überall gleichmäßig die Gemeinschaft durchdringende Kraft oder Substanz (ähnlich für Ägypten: in Frankfurt, 1954). GöttInnen konnten deshalb überall gleichzeitig auftreten, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten (Lévy-Bruhl fand allgegenwärtige „mystische Kräfte“ noch bei rezenten Urvölkern; 1959: 72). Dieses schwer zu beschreibende Göttliche/ Numinose konnte sich (?) auch „verdichten“ zur Person, zum Tier oder was immer (Epiphanie). Jedes Teil sei das Ganze, in jeder Ähre sei die Göttin Demeter, in jeder Scholle Gaia,² in jeder Rüstung der Ruhm ihres Trägers, (1985: 174) weshalb in der Ilias immer die Rüstung des erschlagenen Gegners eingesammelt werden muß, um dessen Ruhm auf den Überlebenden zu übertragen. Auch ein Name für etwas war Teil des Ganzen.³ Aus diesem Immer-Alles-Überall ergab sich jenen Menschen auch die Vorstellung des Gemeinsamen in der sozialen Einheit: eine Sünde, ein göttlicher Fluch oder dergleichen beschädigte nicht nur einzelne direkt Betroffene, sondern die ganze Sippe und gegebenenfalls das Gemeinwesen, die wiederum durch etwas wie eine gemeinsame Ehre in diesem Göttlichen verbunden sind, und dann entündigt werden müssen (wie vielleicht Korinth nach dem Skandal um Medeas Kindsmord). Das sind Vorstellungen, die viel später noch bei den alten Germanen bestehen, (Grönbech, 1954) aus denen sich zum Beispiel auch die Blutrache zwischen den Sippen ableitet. Die besteht offenbar weitgehend universal, was wieder auf eine gemeinsame traditionale/ animistische Logik verweisen kann (manches über solche Ehre finden wir beim Mord an „unehrenhaften“ Frauen einer „nicht-individualisierten“ Familie bis heute). Blutrache und die Verpflichtung einer Sippe (!) zum „Schadensausgleich“ – es muß nicht unbedingt der Mörder sein, ein höherstehendes Mitglied der feindlichen Sippe ist eher besser, ein Bruder, oder ein wenigstens erreichbarer Verwandter tut’s auch – fanden sich noch bei rezenten Urvölkern. (Lévy-Bruhl, 1959: 304) Aus solchem Denken ergaben sich auch Übereinstimmungen durch bloße Ähnlichkeit der Merkmale, die als Identitäten verstanden wurden, wenn etwa eine gelb erscheinende Krankheit (Harnwege, Gelbsucht) durch gelbe Stoffe behandelt wurde, (Pichot, 1995) oder das Rot von Rose, Blut, Feuer oder Sonne Dinge verbindet. (Dux, 1990: 130) Die Mythenforschung sehe große Gemeinsamkeiten der Grundthemen in der ganzen vergangenen Welt – heißt es bei Grimal –, in der alten Zeit für unser Thema also Sumer, Babylon bis hin zum Alten Testament und zu den Griechen, und das gelte auch bei heutigen „sogenannten Primitivkulturen“. (1977-1: 85)

Die Götter verändern sich in der Zeit, verschiedene von ihnen werden – bei Vermischungen der Völker, etwa als Wanderungs- und/ oder Kriegsfolge – miteinander verbunden (Synkretismus). Ob sie nun in Sumer An, Enlil, Ninhursag und Enki heißen (die Anunna-Götter), in Babylon aus Enki dann Ea, aus Enlil Marduk wird, der das Urgeschöpf, das äußere bittere und weibliche (!) Meer Tiamat hinschlachtet, um daraus Himmel und Erde zu machen, das alles hat manche gemeinsame Wurzel in der Struktur

¹ Ich gehe nicht von Widerspiegelung aus, daß erst eine soziale Macht, vielleicht Herrscher und Priester, ausdifferenziert sein muß, um die Götterwelt mit entsprechenden Figuren abzubilden. Alltag und Gottesvorstellung unterliegen der gleichen traditionellen Logik. Aber erst eine Ausdifferenzierung des Göttlichen und dann die des Sozialen nach diesem Bilde ist auch schwer vorstellbar.

² Vielleicht ist diese Kraft auch insofern nur eine, als immer derselbe Gott nur erscheint, allerdings in verschiedenen Formen, wie gerade auf ihn gesehen wird, bei der Ähre Demeter, beim Blick auf die Scholle eben Gaia...

³ Es gibt bei traditionellen Völkern manchen Hinweis, daß die Namengebung von erheblicher Bedeutung war, um etwas in die Welt zu bringen. Das erinnert an den Universalienstreit des Mittelalters, bei dem in Frage stand, ob Begriffe eigenständige Dinge seien. Auch der christliche Bilderstreit paßt hierhin, der darin gipfelt, ob ein Gottesbild Gott ist (!; Identität), oder ihn nur abbildet, was für die Anbetung Bedeutung hat. (vergleiche wikipedia.de) In der traditionellen Logik sind Namen, der Schatten eines Dings/ Bildes identisch mit dem Objekt. (Dux, 1990: 131; vergleiche Hübner; Hallpike)

traditionalen Denkens. Auch in Ägypten wird im Schöpfungsmythos mittels der Urzeugung zuerst mal Himmel und Erde getrennt.¹ Vor allen Göttern, auch denen der Feinde, bestand großer Respekt, wenn es strukturelle Ähnlichkeiten gab, entsprechend wurden sie vorsichtshalber eingebunden, was nebenbei nach dem Sieg dem Frieden dienen konnte. In manchen Mythen kann offenbar die Dynamik solcher Glaubensvorstellungen von der Götterversammlung der Gleichen im frühen Stadtstaat bis hin etwa zum Herrscher des Olymps und dann dem Monotheismus nachvollzogen werden. Darin wird beispielsweise über die Verrechtlichung des Stadtstaates gehandelt – also über den ganz frühen „Prozeß der Zivilisation“ (Elias) –, wenn in Athen ein Preisträger der (religiös verstandenen) Tragödiendichtung das neue Gerichtswesen gegenüber den nach alten Vorstellungen Rache fordernden Erdgöttinnen als nun vorrangig betont und mit seinem Epos reale Politik macht, wie Aischylos (Die Eumeniden). Mythen sind dennoch weder Theologie, noch gibt es für sie einen verbindlichen Schriftkanon. (in Grimal, 1977-1: 88)

Der Göbekli Tepe in der Kunst

Die Anbindung des Bauwerks am Göbekli Tepe an andere Kulturen, um nach Analogien zu suchen, ist vor allem über die Kunst möglich. Angesichts der Höhlenmalereien, der Schnitzkunst und den Frauen-Figurinen aus viel älterer Zeit – die ältesten Bilder in Südfrankreich entstanden vor fast 40.000 Jahren –, bietet die Kunst dort keine Sensation. Jedenfalls nicht auf den ersten Blick mit soziologischer Fragestellung – kunsthistorisch mag das anders sein. Das gilt jedenfalls für die Bildhauerei, Malereien gibt es dort nicht. Selbst die fast vollständig aus dem Pfeilermaterial als Hochreliefs herausgearbeiteten Tiere sprengen diesen Rahmen nicht. Als Besonderheit sind aber wahrscheinlich die T-Pfeiler zu bewerten. Denn die sind in einer bis dahin unbekanntem Abstraktheit konzipiert. Wenn die menschlichen Arme, Gürtel und der Lendenschurz als Kennzeichen, es seien damit *männlich* geformte Wesen gemeint, auch eher etwas banal aussehen, so sind die Köpfe und Körper doch hochgradig symbolisiert; Augen, Ohren, Mund und Nase wären ebenfalls leicht andeutbar gewesen. Viele T-Pfeiler sind mit Flachreliefs gestaltet. Die Schlange zeigte sich am Göbekli Tepe als häufigstes Tiersymbol, sie finden wir prominent in der Bibel wieder. Dort ist sie einerseits Bösewicht, wie wohl auch hier; aber andererseits übergibt sie mit dem Hinweis auf den Apfel der Erkenntnis auch das Wissen über die (fruchtbare) Selbsthaftigkeit, oder? Als sich beständig erneuerndes, sich häutendes Fruchtbarkeitssymbol wird sie auch verstanden. Stierdarstellungen kommen in allen betrachteten Zeiten vor, sei es als bloßes Höhlen-Bild, oder als männliches Symbol (Bukranium) und ebenso in Erzählungen (Gilgamesch und Enkidu töten den wilden Himmelsstier). Der ausdrücklich männliche Fuchs ist am Göbekli Tepe nach den Schlangen als zweithäufigstes Symbol dargestellt, er spielt noch in Sumer eine Rolle, dort bringt er mit Überredungskunst die *Fruchtbarkeitsgöttin* (!) gegen eine verlangte Belohnung zurück; ob der Fuchs Enki selbst war? Meist sind gefährliche Tiere am Kultbau bildhauerisch verarbeitet, sie finden wir noch auf viel jüngeren, die Macht der tapferen Herrscher betonenden mesopotamischen Darstellungen als niedergerungene Jagdbeute wieder; der König/ Held als Löwenjäger (bevorzugtes Beispiel: der Assyrerkönig Assurbanipal). In der Höhlenmalerei der Chauvet-Höhle in Südfrankreich, deren Kunstwerke vielleicht überhaupt die ältesten sind, ist nicht Jagdbeute am häufigsten dargestellt, die am Göbekli Tepe auch nicht bedeutend ist.

Nicht jedes Symbol, das über alle hier zu bedenkenden Zeiträume der Steinzeit bis zu Sumer und Griechenland hinweg gefunden werde – sagt Schmidt –, könne im immer gleichen Kontext verstanden werden, so sei der Fuchs – den Uerpmann in der Nacheiszeit in der Levante als (Not-) Nahrung sieht –, (2007) eher nicht als der listige Reineke Fuchs aus unseren Märchen zu verstehen. Er vermutet eine ganz eigene Geisteswelt am Göbekli Tepe. Es werde eine tiefere geistige Beziehung zwischen Füchsen und den Erbauern des Kultbaus beziehungsweise dessen SchamanInnen aufgezeigt, solche vielleicht, die mit Hilfe des Kranichtanzes sich in Trance ins Tierreich begaben, um die Jagd zu fördern. Das könnte mit den Flachreliefs von Kranichen am Göbekli Tepe gemeint sein, die menschliche Kniegelenke zeigen, SchamanInnen, die die steinernen Wächterfiguren des Kultbaus wohl auch mit Namen versehen haben müssen, bevor ein solcher Bau möglich war, bevor er gedacht werden konnte. Wenn es nicht schon PriesterInnen waren, die eine weitergehend durchdachte Religion für diesen Kultbau entsprechend einer sich entwickelnden Sozialstruktur konzipiert hatten. In der Höhle Les Trois Frères

¹ In der isländischen Edda des 13. Jahrhunderts nC kommt ein ganz ähnlicher Mythos vor.

(Südfrankreich; vor 18.000 Jahren) gibt es ein Bild eines tanzenden Mischwesens, in dem vier Tiere verarbeitet sind – es hat Beine mit menschlichen Knien. (in Burenhult, 2004: 114) Die meisten Tiersymbole am Göbekli Tepe erscheinen bedrohlich, wie Skorpione, oder warnen vor etwas, vor falschem Verhalten am heiligen Ort etwa, einige kommen den BetrachterInnen von den Pfeilern herab angsteinflößend entgegen. Die Furcht, die gefährliche Tiere bei den Menschen der Wildnis erzeugten, wurde offenbar entsprechend andersrum symbolisch mit solchen Wächterfiguren funktionalisiert. Neben den vermuteten SchamanInnen im Kranichkostüm fand sich nun eine weitere Darstellung von Tiernmenschen, das sind Dämonen (Mensch mit Tierkopf) oder Monster (Tier mit Menschenkopf). Eine Stele zeigt vielleicht einen (zerstörten) Löwenkopf mit menschlichen Armen. (JB 2010) Die genauere Sinngebung dieser Kunst ist im einzelnen kaum zu erschließen. Der Fuchs und die Schlangen sind sehr schematisch ausgeführt. Andere Tierskulpturen sind am Göbekli Tepe dagegegen ziemlich realistisch ausgearbeitet, wenn auch mehr als typisches denn reales Raubtier mit krokodilartigem Kopf; eins der Tiere ähnelt der angeblichen Großen Göttin von Çatal Hüyük sehr, ist aber eindeutig Tier, wie dort (Krokodile gab es an beiden Orten nicht; im Christentum gibt es skurile Höllenwesen noch an gotischen Kathedralen; schon kleine Kinder träumen manchmal von ähnlichen Wesen).¹ Auch mit den sichtbaren Symbolen ihrer Religion lagen die Leute vom Göbekli Tepe im Rahmen der universalen menschlichen Ausdruckformen, primär mit Tierdarstellungen, aber auch solchen von Menschen, die jedoch deutlich einfacher ausfielen als jene wenigen fast als Vollskulpturen ausgearbeiteten Tiere an einigen Pfeilern und die gefundenen solitären Skulpturen. In vielen Höhlenmalereien, auch den simplen, 8.000 Jahre alten „Hochzeitsskizzen“ im Latmosgebirge, die Peschlow-Bindokat östlich von Milet beschrieb,² (Zick, 2008) ebenso in bildnerischen Darstellungen in der Sahara oder Australien, finden sich Menschen eher als Strichfiguren, nicht als flächige Portraits in jener Technik, wie sie schon in manchen, zum Teil detaillierten weit älteren Tierbildern aufscheinen. Am Göbekli Tepe sind bislang nur zwei Männerdarstellungen als Flachreliefs entdeckt worden. In der Altstadt von Urfa fand sich eine nur andeutungsweise realistische Männerfigur in leicht übernatürlicher Größe (2 m) aus jener Zeit der Errichtung des Kultbaus, was Schmidt zu der These führt, dort könne ein städtisches Zentrum der damaligen Zeit verborgen sein – unerreichbar wegen der heiligen islamischen Erde (aber die Männerskulptur wurde vielleicht beim Bau einer Tiefgarage ausgegraben).

In seiner Kunst zeigt der Bau sich nicht generell als neue Epoche, wie hochqualifizierte steinzeitliche ältere Schnitzereien bereits zeigen. (in Burenhult, 2004: 98ff, 107) Das Vermögen zur figuralen Skulptur ist jedenfalls deutlich älter, so daß selbst die realistischen, als Hochreliefs aus den Rohpfeilern herausgearbeiteten wilden Tiere nicht das Entscheidende bei der Beurteilung dieser Kunst zu sein scheinen. Doch die hohe Abstraktion der T-Pfeiler gibt ein anderes Bild – waren diese Pfeiler aus religiösen Gründen so weit von realistischen Darstellungen entfernt, weil sie Götter *waren*, sie nicht nur darstellten, und sie nicht konkreter abgebildet werden durften, weil ein Gott und sein Bild identisch sind?

Von den Pyrenäen bis Sibirien

Wie bei der Kunst gibt es auch sonst keinen erkennbaren Grund, die Menschen am Göbekli Tepe in ihrer Zeit als etwas besonderes zu sehen. Um vor 25.000 Jahren, stellenweise weit früher, lebte der Homo sapiens von den Pyrenäen bis Sibirien bereits in sozialen Verhältnissen, die Handel und vielleicht regelmäßige Bestattungen kannten; beides können Zeichen für eine soziale Differenzierung sein, für ein neues Denken gegenüber schlichterem Wildbeutertum ebenso. Auch bei unstrukturierten SammlerInnen und Jägern, sofern es solche einfache Lebensweise nördlich von Afrika überhaupt in nennenswerter Weise gegeben hat, sehen wir offenkundig jene Vorstellung bestätigt, der moderne Mensch sei immer schon biologisch-genetisch wie wir heute entwickelt gewesen, auch hinsichtlich der geistigen Kapazität. Der Tempelbau zeigt das erneut,

¹ Lévy-Bruhl (1959) zitiert eine Reihe von Berichten, in denen traditionale Anwohner von krokodilreichen Gewässern die völlige Harmlosigkeit dieser Tierchen betonen. Die Menschen baden auch in diesen Flüssen. Nur ein Zauber oder der Zauberer selbst in ihnen könne sie zum Fressen von Menschen bringen. Irgendwo müssen solche Ängste dennoch bleiben.

² In diesen Bildern finden wir die ausgeprägten Gesäße bei Frauen wieder, die von den Frauen-Figurinen und auch Höhlenzeichnungen des Magdalenien her schon bekannt sind; sie finden sich auch noch bei rezenten WildbeuterInnen, den Buschleuten der Kalhari: Steatopygie. (in Burenhult, 2004: 100ff) Es scheint sinnvoller, diese Formen als symbolisch zu verstehen.

nachdem viele ältere archäologische Funde bereits auf große Fähigkeiten verweisen, Kunstwerke vor allem, die von Anbeginn an „gut“ waren, keinen nennenswerten Lernprozeß über die Jahrtausende zeigen. Lange zuvor schon hatte der moderne Mensch im Nahen Osten Fuß gefaßt, über den er von Afrika kommend nach Norden zog. Nur zwischen diesen Gebieten, in Ober-Mesopotamien (und im für diese Betrachtung abseits liegenden südlichen Mesopotamien), scheint es bis zur Zeit vor etwa 14.000 Jahren keine Anzeichen für eine Besiedlung zu geben, aus der heraus der Bau des Göbekli Tepe nachvollziehbar ist. Die Studien, die ich ansah, beginnen dort „irgendwie“ mit der Proto-Neolithisierung (erste Hütten mit Nutzung von Wildgetreide und Jagdbeute). Die Wanderungen aus dem Süden haben sich wahrscheinlich in Ober-Mesopotamien zuerst weiter nach Nordosten gerichtet, zum Schwarzen Meer und zum Kaukasus, weniger nach Anatolien. Vielleicht weil Herden diese Route nahmen. Die historische Sprachforschung sieht Anhaltspunkte dafür. Grundlage des Lebens damals ist Sammeln und Jagen, was normalerweise kaum Spuren hinterläßt, schon gar nicht solche die Sozialität betreffenden. Auch einfacher Hüttenbau bleibt nicht erhalten. Deutliche Spuren gibt es im südwestlichen Teil Europas (vor allem Südfrankreich), wo es möglich war, Höhlen beziehungsweise Felsvorsprünge (Abriss) als Wohnstätten über sehr lange Zeiträume zu nutzen, so daß viele Spuren zusammenkamen. Im europäischen Osten wurden Langhäuser zum Beispiel aus Mammutknochen errichtet oder Grubenhütten mit wahrscheinlich leichten Dächern aus Baumstäben und Fellen gebaut, im Nahen Osten ebenfalls Höhlen und einfache Hütten über flachen Gruben früh bewohnt. Es wird dabei zuerst von generell temporären Unterkünften ausgegangen, weil Jagd oder saisonales Klima es nötig machten, Herden zu folgen, zu bestimmten Jahreszeiten Fische und Muscheln zu finden und bestimmte Pflanzen aufzusuchen. Die Lebensbedingungen in Ober-Mesopotamien und Anatolien waren angesichts ihrer geografischen Lage fast gleichauf mit den Pyrenäen jedenfalls wohl nicht ungünstiger als dort. Möglich ist eine weitgehende Neubesiedlung Westeuropas am Ende der Eiszeit von den Pyrenäen aus, wohin sich vielleicht viele Menschen vor der Kälte der Eiszeit zurückgezogen hatten. Es heißt, dort sei es zum Ende der Eiszeit zu einer deutlichen Erhöhung der Bevölkerungszahl gekommen; eine solche Entwicklung könnte um den Göbekli Tepe herum in Richtung Selbsthaftigkeit gedrängt haben, weil der Raum für WildbeuterInnen zu knapp wurde; gefühlt zu knapp. Aber besonders günstige Wohnplätze konnten vielleicht umstritten sein. Dann, ab vor etwa 14.000 Jahren, beginnt nun ausgerechnet im Nahen Osten und in Ober-Mesopotamien die Proto-Neolithisierung. Grundlage dafür waren wohl am Ende der Eiszeit die hier zu wachsen beginnenden natürlichen Wildgetreidebestände. Hinzu kam ein günstiges Zusammenfallen mit für die Domestizierung günstigen Tierarten, die erst 2.000 Jahre später das Neolithikum möglich machen.

Aber wer begann diese neue Lebensform, was waren das für Gemeinschaften, die nur 2.000 Jahre nach Beginn der Proto-Neolithisierung mit den Großbauten Göbekli Tepe und bald Jericho einen Paukenschlag der Zivilisation erklingen ließen? Gehörten beide Orte mit ihren großen Felssteinmauern zusammen, trotz der Entfernung und unterschiedlichen Lebensbedingungen? An einem Ort entsteht ein Kultbau, gibt es reichlich Gazellen und Wildgetreide, am anderen ermöglicht wenig später eine starke Quelle in wüstenartiger Umgebung die Siedlung mit Hütten, Getreideanbau und Handel. Der dortige Turm, Durchmesser und Höhe neun Meter, wurde auf älteren Hüttenstandorten errichtet. Seine Nutzung ist unklar, ein Heiligtum scheint heute wahrscheinlicher als die biblische Stadtbefestigung, die einst mit Posaunen zum Einsturz gebracht wurde. (Jos 6) Dort werden die ersten bekannten getrockneten Lehmziegel verbaut. Der Handel mit Salz und Bitumen brachte Reichtum. (Roaf, 1998: 31ff) Es gab also Nahrungsüberschüsse, die erst das Bauwerk möglich machten, weil die am Bau arbeitenden Leute damit ernährt werden konnten. Die Ernährung mußte auch beim Bau des Göbekli Tepe irgendwie als Gruppe geregelt worden sein. Vor etwa 10.000 Jahren nimmt dann in beiden Regionen die Selbsthaftigkeit in großem Umfang ihre Gestalt an. Auch wenn bereits vor dem Baubeginn faktisch die Eiszeit langsam zu Ende ging, Flora und Fauna bessere Bedingungen fanden, beziehungsweise nun für neue, ergiebigere Pflanzen und Jagdtiere eine Grundlage entstand.

Die Situation bleibt unverstanden, solange es nicht eine nachvollziehbare Erklärung der Prozesse hin zu diesen Bauwerken gibt, von der wir im Moment weit entfernt sind. Wie entstand die Besiedlung, wie jene Bevölkerung, die den Göbekli Tepe erschaffen konnte, auf den ich mich konzentriere? Gab es als Grundlage dieses Baus auch dort Handel, wie in

Jericho, aber vielleicht mit vielfach gefundenem Feuerstein und dem harten und scharf absplitternden Obsidian vom nahen Vulkan,¹ der sich am Kultbau selbst aber nur in sehr geringen Mengen fand; stammt der vom Karacadag 100 Kilometer nordwestlich? Brachten Zuwanderungen neue Ideen oder differenzierte sich die dort bereits lebende Bevölkerung aus, über die derzeit nichts bekannt ist? Keine Höhlen, keine Bilder; oder wurde dort nur nicht hinreichend gesucht? Meine Besprechung basiert auf der Vorstellung einer bereits bestehenden Besiedlung Ober-Mesopotamiens von zuerst einfachen, aber schon sozial strukturierten WildbeuterInnen, die sich vor der beginnenden Proto-Neolithisierung bis hin zum Bau des Göbekli Tepe deutlich weiter zu entwickeln begannen. Obwohl Zuwanderung als Ursache großer Veränderung nicht auszuschließen ist, gehen meine Überlegungen primär von einer Entwicklung des Sozialen im Sinne sich selbst verändernder Prozesse aus. Ausgelöst vielleicht von Klimaveränderung?

Eiszeit

Ein wichtiger Kandidat für die Auslösung elementaren sozialen Wandels ist das Ende der Eiszeit – das ist zugleich nominell das Ende des Pleistozäns, das tatsächlich mit um 9.660 vC angegeben wird, (± 60 Jahre, sehr genau: Wikipedia.de) also zeitgleich zum Beginn des Baus am Göbekli Tepe um 9.600 vC. Das Tauen, damit die spürbare Veränderung des Klimas, begann deutlich früher. Kann das eine jene Menschen in Ober-Mesopotamien derartig aufwühlende Erscheinung gewesen sein, um ein Heiligtum zu errichten? Wie lange dauerte dieses Ende, war es überhaupt als ein Ereignis erfahrbar, oder passierte es zu langsam? Um 9.000 vC begann übrigens nach dem Ende der großen Eiszeit noch eine kleine Zwischeneiszeit über etwa 500 Jahre. Wie äußerte sich das alles am Euphrat in nur kurzer Entfernung von den nördlichen schneebedeckten Bergen? Zum Teil stieg der Meeresspiegel um einen Meter in zehn Jahren; (Spiegel.de 21.5.04) ob aber auch am Euphrat in Ober-Mesopotamien davon Gravierendes zu bemerken war? War das, so weit weg vom Meer, für zwei drei Generationen, also für die lebenden Menschen direkt spürbar, verstärkt durch Erzählungen der Älteren und Übermittlungen der Ahnen? Als ein das Weltbild veränderndes Ereignis scheint das Ende der Eiszeit jedenfalls denkbar. Wurde die neue Umwelt gleich als angenehm empfunden? Es gab mehr Regen. Die Vegetation änderte sich, was auch Unsicherheit erzeugen mußte, bekannte Pflanzen und Tiere verschwanden, neue unbekannte wanderten ein beziehungsweise breiteten sich aus. Wildgetreide konnte sich gegenüber der Kräuter-Tundra stärker behaupten, ebenso Wald, der in Ober-Mesopotamien aber die Gräser nicht so schnell und stark unterdrückte wie weiter im Süden. (Uerpmann, 2007: 64) Dazu kam der Anstieg der Temperatur: zwischen 12.000 und 8.000 vC nahm sie um fast 10°C zu. (Roaf, 1998: 23) Obwohl natürlich die im Persischen Golf versinkenden Länder ein besserer Kandidat für diesen Eindruck extremer Klimaveränderung sind? Dort scheint die Geschichte der Sintflut erfunden zu sein.² Besondere Monsun-Hochwasser in der Gründungszeit Summers etwa 2.000 Jahre nach dem offiziellen Ende der Eiszeit kämen aber auch in Frage.³ Zu solchen Vorstellungen passen die in Sumer frühesten Vorstellungen von der Gesellschaft und vom (Stadt-) Staat als Spiegelbild der Umwelt! Der oberste Gott ist der Himmel, dann folgt der Gott des Sturms, der Himmel und Erde auseinander zwingt, und dann die Erde, die aber wiederum – wir grinsen ein wenig – zweiteilig gedacht wurde: als Mutter Erde eher passiv und weiblich, als das die Erde befruchtende süße Grundwasser aber aktiv und männlich; Frauen galten dort nicht viel. (in Frankfort, 1954: 171) Interessant ist aber doch die Bedeutung des Wetters für die Gründungs-Mythen dieser Ur-Zeit; die Herkunft der SumererInnen ist unklar, sie sind ein ganz eigener Volksstamm mit eigener Sprache. Schmidt hält eine so lange Erinnerung generell für möglich, wenn er spekuliert, der Göbekli Tepe sei der Ort der Anunna-Götter Summers auf dem Berg Duku gewesen, wo Landbau, Viehzucht und die Weberei erfunden worden seien. Das müßte aber bedeuten, das Ende der Eiszeit blieb mehrere tausend Jahre im (schriftlosen) Gedächtnis und wäre schon um die Zeit der lebendigen Existenz dieses Kultbaus als Mythe entstanden, bis es in Sumer notiert wurde. Wurde es am möglichen Anunna Heiligtum im Gedächtnis behalten, dann müßte sich am

¹ Obsidian wird bis heute für besondere Aufgaben in der Chirurgie genutzt; seine atomare Struktur ist viel feiner als die von Metall und schneidet entsprechend fein. Außerdem ist er sehr hart.

² Es gibt in Australien und anderswo Mythen einer Sintflut als Beginn des Tageslichts, das über die Sterne/Menschen schwappt. (Graebner, 1924: 22) Wo sie das wohl her hatten?

³ In der Zeit von etwa 7000 bis 4500 vC. könnte ein monsunartiges Klima das Wettergeschehen im Nahen Osten dominiert haben, die im flachen Südmesopotamien sintflutartig erschienen. Vielleicht mal eine „Jahrhundert-Flut“? (Wikipedia.de) Der Durchbruch des Mittelmeeres ins Schwarze Meer scheint eher zu weit ab.

Göbekli Tepe ein entsprechend qualifiziertes Gemeinwesen erhalten haben, an das die SumererInnen Anschluß fanden. Kamen sie von dort? Nachdem irgendwer ihren Tempel dicht machte? Oder blieb es bei den früheren BewohnerInnen des erst gut 6.000 Jahre später entstehenden Sumers im Gedächtnis, das noch einmal gut 2.000 Jahre später Schriftzeichen entwickelte? Schwer vorstellbar. Zurück auf die Baustelle: Für die Errichtung eines solchen Kultbaus war ein konkreter Beschluß ziemlich vieler Menschen oder einer Elite nötig, der vielleicht über Jahre reifte. Er konnte nur gefaßt werden, weil genügend Lebensmittel in relativ kurzer Zeit bereit zu stellen waren, so daß Arbeitskräfte von eigener Ernährung freigestellt werden konnten. Möglich scheint es, wenn ein starker Glaube, eine große Angst bestand; weil die Naturgötter verrückt spielten? Oder eine große Dankbarkeit und Hoffnung.¹ Wenn da nicht diese bedrohlichen Tiere eingemeißelt wären – deren Aufgabe konnte es aber lediglich sein, das Heilige der kultischen Räume zu schützen, oder die Macht der (männlichen) Erbauer zu demonstrieren.

Hausbau und soziale Differenzierung

Seit wann gab es Häuser? Das ist eine interessante Frage auch für die Beurteilung des Göbekli Tepe, da deren Erbauer kaum nur schlichte Asthütten gekannt haben, bevor sie ihn planten, ihn planen konnten. Die Kreisanlagen lassen sich doch bestens aus Häusern mit Stützen und Dachträgern vorstellen.² In der Mitte sind es dann eher vier Stützen, weil/ wenn sie nicht in den Boden eingespannt werden (wie etwa bei den Erdhäusern der Mandan am Missouri). Aus der Zeit des Natufien der Levante ab vor 14.500 Jahren sind Fundstellen von Gebäuden bekannt. Loaf spricht von „festen Siedlungen“, da zum Kornmahlen (von Wildgetreide) schwere Geräte, wie Mahlsteine, benutzt worden seien. Bewohnt wurden sie entweder „ganzjährig oder nur zu bestimmten Zeiten“. In Ain Mallalah nördlich des Sees Genezareth – wo vielleicht auch der eckige Raum durch Unterteilung von Rundhütten erfunden wurde (Nunn, 2006: 12) – betrug der Durchmesser der runden Hütten dreieinhalb bis fünf Meter, „deren Dächer von hölzernen Pfosten getragen wurden“! Dort lebte eine „Gemeinschaft von 200 oder 300 Menschen“ (!) wahrscheinlich ganzjährig; gefunden wurden auch Gräber unter den Fußböden und außerhalb der Hütten. (1998: 30) Wer kollektiv Mauern für Tierfallen oder gegen Wildverbiß aufzurichten gelernt hatte – was Schmidt als Grundkenntnis für den Kultbau gilt –, brauchte für die Errichtung von Hütten nicht mehr als dieses Wissen des Mauerbaus und mußte dazu nur die Kenntnisse zum Aufstellen eines Windschutzes aus Ästen und Fellen in die einer Dachkonstruktion erweitern. Das war – wie archäologische Funde, wenn auch nicht in direkter Nähe des Göbekli Tepe zeigen – vereinzelt auch bereits andernorts im Nahen Osten geschehen. Reste von runden Hütten wurden schon aus der Zeit vor 20.000 Jahren entdeckt, östlich von Haifa fand sich von vor 18.000 - 12.000 Jahren eine Höhle, deren Terrasse mit Mauern umgeben war; 15.000 Jahre sind in der Levante mindestens fünf einzelne runde Gebäude alt, die wohl mit einem leichten Dach versehen waren. (Nunn, 2006: 11) Schmidt erwähnt zwei Orte östlich des Göbekli Tepe im Nordirak – Hallan Çemi, Qermez Dere – die etwa vor 14.000 - 13.000 Jahren bereits besiedelt waren; damit sei die Monopolstellung der Levante hinsichtlich der „frühesten Selbsthaftwerdung“ aufgebrochen. (2008: 65) Bei Siedlungsstrukturen kann immer auch an beginnende soziale Differenzierung gedacht werden, weil die Selbsthaftigkeit, auch wenn sie noch keine örtliche Domestikation zur Grundlage hat, das Sammeln von Dingen möglich macht, und das von – Macht; dazu gleich.

Markante Bauten entstanden allerdings bereits viel früher, wenn auch nur weit entfernte Fundorte bekannt sind. Aus der Zeit vor etwa 25.000 Jahren stammen in Kostenki (Ukraine) große, etwa zwölf Meter lange Unterkünfte aus Mammutknochen (wohl bedeckt mit Fellen); dort wurden besonders viele Frauen-Figurinen gefunden. Eine andere Siedlungsform mit teils über flachen Gruben errichteten Hütten gab es vor 28.000 Jahren in Dolni Vestonice (Tschechei). Dort fand sich ein Brennofen für Tonfiguren. (88) Wurden Frauen-Figurinen, die in weit von einander entfernten Regionen gefunden wurden, für den Export gebrannt? Töpfe zu brennen kam den Menschen dort offenbar nicht in den Sinn. Die uns bekannten Frauen-Figurinen sind meist aus Stein gearbeitet, wie die Venus von Willendorf (Österreich). Angesichts dieser Gebäude wäre es verwunderlich, gäbe es

¹ So sieht es auch: Behringer, Wolfgang, 2007, Kulturgeschichte des Klimas, München, (61) der auch sagt, das Klima der Eiszeit sei weniger kalt als in der Polarregion heute gewesen, so daß Menschen in Europa südlich des Eisschildes recht gut leben konnten. (53)

² In Anlage D waren die Mittelträger nur 15 cm im Boden eingespannt; schwer vorstellbar, daß ohne Abspannungen aus Tauen oder Hölzern der erste Windstoß überstanden wurde. (JB 2009)

nicht bis zur langen Zeit des Kultbaus am Göbekli Tepe vor knapp 12.000 Jahren weitere noch zu entdeckende Baudenkmäler. Es gibt für den steinzeitlichen Homo sapiens nördlich von Afrika jahrtausende ältere Funde vor dem Göbekli Tepe, die auf differenzierte Sozialstrukturen hinweisen. Bei Gräbern geschmückter Kinder aus der Zeit vor 20.000 Jahren mußte eine durch solche Beigaben sichtbar werdende höhere Stellung ererbt sein, da Kinder sie noch nicht selbst erworben haben können. (in Burenhult, 2004: 88f, 95) Sollte ein solcher Platz so nebenbei beim Vorbeiziehen entstanden sein? Lange vor diesem Kultbau und dem wenig später begonnenen in Jericho gab es Handel mit Muscheln, Bernstein oder Figurinen von den Pyrenäen bis nach Sibirien. Handel verlangt nach festen Plätzen, an denen einigermaßen zuverlässig zu bestimmten Zeiten getauscht werden konnte.¹ Daß Fernhandel die Region um den Kultbau erreichte, gilt auch Schmidt als sicher; Roaf sieht ihn für die Levante ab zumindest vor 17.000 Jahren belegt. Der 100 Kilometer entfernte Vulkan mit wertvollen harten Steinen läßt am Göbekli Tepe an Handel damit oder sogar mit fertigen Werkzeugen/ Waffen denken, woraus ein gewisser Reichtum sich hätte entwickeln können, ebenso Arbeitsteilung, wenn einige Leute mehr Steine als (Wild-) Getreide ernten. Die Fundstelle des Kultbaus war bei der Entdeckung durch Schmidt allerdings mit Feuersteinsplintern (Silex) übersät, die neben Hausgerät für Pfeil- und Speerspitzen verwendet wurden; sie verweisen auf eine andere Stein-Industrie als die mit dem vulkanischen Obsidian, der sich auch in einer weiteren Ausgrabung in der Nähe von Urfa fand. Nur knapp 200 Kilometer vom Göbekli Tepe entfernt entstand nordöstlich (zumindest nur wenig später) eine wichtige, wenn nicht die erste Kupfermine; das Metall wurde lange Zeit nicht eingeschmolzen und gegossen, sondern nur ausgetrieben (wie in Amerika). Für das weit jüngere Çatal Hüyük sind Obsidian- und Salzhandel nachgewiesen. Mit steigendem Wissen über jene Steinzeit-Völker erscheinen uns deren Verhältnisse ohnehin immer komplexer (schon die Neandertaler gelten heute als „Kulturmenschen“). Vor dem Bau der jetzt bekannten Anlagen am Göbekli Tepe können also nicht nur, sondern müssen wohl Arbeitsteilung und besondere Fertigkeiten entstanden sein. Handwerk scheint möglich.² Die Bildhauerei mag sich aus der Werkzeugherstellung entwickelt haben und daraus wiederum, weil sie nicht allen Menschen liegt, individuelle Arbeitsteilung entstanden sein. Levi-Strauss spricht von hierarchisierten Clanstrukturen, also Gentes. (1994: 39) Sogar zwischen verschiedenen Stämmen sind Hierarchien nicht ausgeschlossen (wie der Irokesen-Bund Nachbarstämmen überlegen war).

Denken und Animismus

Nach der Betrachtung von Bauwerk und Umwelt soll nun vom Menschen her der Göbekli Tepe erkundet werden. Zunächst wird näher begründet, warum der Homo sapiens immer schon die geistige Kapazität moderner Menschen besaß, auf deren Basis die jeweilige Kompetenz historisch entwickelt wird. Um diesen Gedanken zu verstehen, scheint ein zuerst etwas isoliert aussehender Blick auf die Stadien des Denkens sinnvoll, auf jene kognitiven kindlichen Entwicklungsstadien der Operationalität des Denkens, die Jean Piaget (1896 - 1980) Anfang des 20. Jahrhunderts herausarbeitete. Mit Tomasello wird dieser Ansatz dann noch erweitert, auf dem auch Dux aufbaut. Mit Operationalität ist der Denkvorgang gemeint, sie ist mit der Fähigkeit zur schließenden (deduktiven) Logik verbunden, die allerdings moderne Kinder bis zum sechsten Lebensjahr und auch Erwachsene traditionaler Urvölker generell *nicht* ausbilden, weshalb bei ihnen auch von unlogisch oder prä-logisch die Rede ist, wie wir noch sehen werden. Daraus ergibt sich der Zusammenhang zur Frage: Wer erbaute den Göbekli Tepe? Gibt es Zugriffe auf das Denken dieser Menschen, die nicht nur aus dem Bauwerk abgeleitet werden müssen? Ja, wie oben erwähnt, gilt es jetzt, Onto- und Phylogenese mit einzubeziehen, um von der individuellen und der Stammesentwicklung her deren Menschenbild zu erfragen, so weit das möglich ist.

Operationen des Denkens sind also Reflexionen mit der Tendenz zur Abstraktion. Die Stadien der kognitiven Operationalität entwickeln sich, soweit sie überhaupt entstehen, universal bei allen Kindern in allen Völkern gleich: 1. ein *sensomotorisches* Stadium (0 - 2 Jahre), 2. ein *prä-operationales* (2 - 6/7 J.), 3. ein *konkret-operationales* (7 - 11/12 J.)

¹ Ohne von Handelsreisen über 2.000 Kilometer oder mehr auszugehen, für die komplexe Landkarten nötig wären; Urvölker Australiens „speicherten“ ihr Land in tradierten Geschichten ab; „Traumzeiten“ als ewige Gegenwart. Reisen konnten wohl immer nur von einer bekannten Gruppe zur nächsten führen, bzw. wurden nur die Güter über mehrere Stationen gehandelt.

² In Breitenbach, Sachsen-Anhalt, fand sich eine 35.000 Jahre alte Werkstatt zur Elfenbeinschnitzerei (Mammuts), die sogar räumlich schon nach Arbeitsbereichen geteilt war. (Scinexx.de 26.9.12)

und 4. ein *formal-operationales* Stadium (11/12... J.). Die Entwicklung führt von der Vorstellung, alles subjektiv erfahrene sei objektiv vorhanden, selbst das Traumgeschehen, hin zur Einsicht, die Welt sei objektiv und werde nur subjektiv erkannt. Im prä-operationalen Stadium wird die Welt so genommen, wie sie (er-) scheint, ohne sie mit schließender Logik analysieren zu können, Widersprüche stören nicht. Beim konkret-operationalen Denken müssen denkerisch behandelte Objekte real vorhanden sein, bei formal-operationalem Denken kann das Konkrete dann schon geistig vorgestellt werden; anstelle der Realität werden abstrakte Formen bedacht, extrem in den Formeln der höheren Mathematik. Kinder lernen dabei, sich „ihre“ Welt in ihrem Kopf zu konstruieren (*empirischer Konstruktivismus*). Einerseits passen sich Kinder durch Erfahrung aktiv der Umwelt an (Akkomodation), andererseits erwerben sie dabei *Schemata* des Umgangs im eigenen Denken, an die sie neue Erkenntnisse jeweils ergänzend anbinden (Assimilation). Von Piaget und anderen wurden Tests entwickelt, mit denen nicht nur an modernen Kindern, sondern auch an Erwachsenen rezenter Urvölker so etwas wie die Logik des Weltbildes analysiert wird. (Dux) Symbole, Klassifikationen, Zahlen, Messen, der Raum, die Zeit und die Kausalität sind wesentliche Prüffelder. Der bekannteste Test ist wahrscheinlich der der Erhaltung: erkennt ein Mensch, wenn eine gleiche Menge Flüssigkeit aus zwei gleichen Gläsern zum einen in ein flacheres Glas mit größerem Durchmesser, zum anderen in ein höheres mit kleinerem Durchmesser gegossen wird, daß die Menge gleich blieb, sich erhalten hat?¹ Die Fähigkeit, diese Frage richtig zu entscheiden, wird normalerweise erst mit dem konkret-operationalen Stadium erworben. Im Ergebnis kann gesagt werden, daß WildbeuterInnen und einfache Bauernschaften (ohne Pflug) generell das prä-operationale Stadium nicht überschreiten.² Das formal-operationale Denken wird vor allem durch Erfahrung mit Technik und *Schulbildung* (!) erlernt. Wir verstehen es heute eng mit prozessuaem Denken verbunden; aber auch in modernen Gesellschaften erreichen nicht alle Menschen dieses höchste Stadium. Entsprechend lassen sich dann Rückschlüsse auf vergangene Kulturen ziehen, auf den Menschen im Werden.

Hallpike, der die Stadien Piagets hinsichtlich rezenter Urvölker aus psychologischer Sicht überprüft, sagt: *„Für das Kind des präoperativen Stadiums ist das eigene Weltbild unmittelbar, subjektiv und absolut“*, obwohl es beim Heranwachsen Widersprüche mit der Wirklichkeit bemerkt. Es begreift noch nicht, *„daß es eine Wirklichkeit gibt, die wahrgenommen wird, einen Denkprozeß, der diese Wahrnehmungen vermittelt, und einen Sprachprozeß, in den das Denken enkodiert [verschlüsselt³] wird. Es ist deshalb noch nicht imstande, Namen und Wörter von den Dingen zu unterscheiden, auf die sie sich beziehen, und glaubt anfänglich, sie seien den Gegenständen inhärent [enthalten], die sie bezeichnen; für das Kind in diesem Alter ist das Denken ein physischer Prozeß, der mit dem Mund oder mit der Sprache identifiziert wird, das Kind glaubt auch, die Träume spielten sich außerhalb von ihm ab. Es ist sich seiner eigenen Gedanken und Gefühle bewußt, aber es sieht nichts Ungereimtes darin, auch der physischen Welt einen Willen, eine Zielgerichtetheit und Gefühle zuzuschreiben. Selbst auf der Ebene der physischen Wahrnehmung nimmt es an, sein Auge sende einen Strahl aus, wenn es Dinge wahrnehme, und es wundert sich, daß die ‚Augen-Strahlen‘ der Leute nicht aufeinander prallen, wenn sie sich kreuzen; es glaubt auch, die Kraft, die benötigt wird, um einen Stein zu heben, sei eine Kraft, die aktiv vom Stein selbst ausgeübt werde“*. (1990: 447ff) Dem Urteil des Kindes fehle die Objektivität, alle Erscheinungen sind subjektiv und mit eigenem Willen ausgestattet. Diese Vorstellung bleibt lange erhalten und verschwindet erst mit dem formal-operationalen Denken vollständig: mit etwa sechs Jahren nimmt das Kind noch an, Namen – identisch mit den benannten Dingen – hätten selbst Kraft, Gewicht und Geschwindigkeit oder andere physische Eigenschaften. Dann

¹ Prä-operationale Kinder in modernen Gesellschaften und viele Erwachsene in traditionellen Gemeinschaften erkennen das nicht und nehmen, wenn sie auswählen können, welches sie mitnehmen dürfen, das höhere und schmalere Glas (mit Zucker). Selbst wenn sich im flacheren Glas tatsächlich deutlich mehr (!) Inhalt befindet, greifen sie meist zum Glas mit höherem Gut darin.

² Ich bleibe bei diesen Stadien, weil sie eingeführt sind und zitiert werden müssen. Doch diese Tests, mit denen sie festgestellt werden, sind sehr speziell auf moderne Kinder abgestellt. Es scheint so, daß für Urvölker längere Zeiten angesetzt werden müssen, bis sie diese Form der prä-operationalen Kognition erreichen, um die zehn Jahre für das Ende dieses Stadiums (das ist auch eher die Zeit der Initiation). Für meine diesbezügliche Betrachtung, die sich besonders auf das Religiöse, auf die Anschauung von Geistern und Götter richtet, nicht auf die Frage der „Erhaltung“ oder ähnlicher Fähigkeiten, nutze ich auch den Begriff „traditionales Denken“ für die Zeit bis zum Ende des prä-operationalen Stadiums. Das scheint auf dieser Ebene sinnvoller, um damit eine etwas größere Bandbreite anzusprechen.

³ Einschübe in eckigen Klammern [...] in Zitaten stammen von mir.

nehmen Kinder von den Namen an, sie seien den Dingen durch ihre Hersteller gegeben worden, durch Gott oder die ersten Menschen (Ur-Mythen). Erst danach wird erkannt, daß Namen reine Zeichen sind. Wir werden anschließend noch erörtern, wie Kinder zu solchen animistischen Vorstellungen kommen, alles sei real und belebt, alles sei Subjekt.

Das prä-operationale Stadium vertiefe ich noch etwas, weil rezente Urvölker, die hier als Beispiel für die frühere Zeit dienen, dieses generell nicht überschreiten und das konkret- und das formal-operationale Stadium nicht erreichen. Die Handlungen und ihre Koordination sind immer noch zentral für die kognitive Entwicklung und müssen in das innere – nicht fotografisch zu verstehende – Bild, das sich das Kind im sensomotorischen Stadium von der Umwelt konstruiert, weitergehend integriert werden. Die kindliche Vorstellung sieht nur eine Dimension zur Zeit (Höhe *oder* Breite bei den angesprochenen Gläsern). Ein Kind ist aber fähig, mit manchen Problemen *praktisch* umzugehen, die es noch nicht erklären kann! Klassifikationen sind bei ihm subjektiv, wie es gerade einfällt, nicht systematisch, vielleicht sitzt ein Vogel auf einem Baum, und beide gehören deshalb zusammen. Deduktive oder induktive Schlüsse, vom Besonderen auf das Allgemeine oder andersrum, kann ein Kind im prä-operationalen Stadium nicht ziehen; es denkt vom Besonderen zum Besonderen (transduktiv). Es ist „Realist“, *was es sieht und fühlt gilt für alle Menschen gleichermaßen* und ist real (auch Träume). Es wird von selbstständigen Kräften etwa eines fallenden Steins ausgegangen, auch Schwere ist Kraft des Steins. Objekte erscheinen statisch, Veränderungen werden nicht als prozeßhaft erkannt; das Kind sieht einen Zustand nach dem anderen. Eine Ursache und deren Wirkung/ Ziel wird nicht als kausal verstanden, beide stehen sozusagen gleichberechtigt nebeneinander. Auch hier gilt, der aktuelle Umgang, sein Verhalten in der realen Welt, ist besser entwickelt als die sprachliche Erklärung. (Hallpike, 1990: 27ff) Bei der Übereinstimmung der Auffassungen prä-operationaler Kinder in modernen Gesellschaften mit jenen von Kindern und Erwachsenen in traditionellen Gemeinschaften ist aber zu bedenken: Erwachsene haben mehr Erfahrung und Wissen als ihre Kinder!

Wir wollen mit Tomasello (2006) und der „evolutionären Anthropologie“ noch tiefergehend fragen, wie die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens entsteht. Er steht im Anschluß auch an Piaget mit seinen Forschungen zur Ontogenese für eine *nicht-nativistische* Vorstellung. Tomasello sieht – wie Dux – das menschliche Gehirn aus dem Tier-Mensch-Übergangsfeld mit allgemeinerer Fähigkeit entstehen. beispielsweise wird Sprache aus der frühen Interaktion primär mit der Bezugsperson erklärt, nicht aus vorgegebenen genetischen Strukturen (Nativismus). Er analysiert den Übergang vom Primaten zum Menschen und untersucht die Mechanismen, Funktionen und Strukturen der Ontogenese. Ab etwa zwölf Monaten entfernten Kinder sich von Primaten. (113) Und er meint, was Schimpansen lernen, könne auf *anderen Denkweisen* (!) beruhen als bei Kindern, das sei nicht klar. Insbesondere bauten Schimpansen nicht auf bestehende Kulturleistungen auf, um ihre Gruppe weiter voranzubringen (soziales Lernen von Generation zu Generation, „Wagenhebereffekt“), wie Menschen es heute lernen, ihre vorgefundene Umwelt einen Schritt voran zu bringen (rezente Urvölker tun das nicht, im Gegenteil klammern sie sich an das Leben, wie es die Ahnen führten). Tomasello betont die *Neunmonatsrevolution* bei Kindern, wenn Kleinkinder sich immer mehr mit anderen Lebewesen (primär der sorgenden Bezugsperson) identifizieren. (77) Solange sich Kinder nur als Lebewesen verstehen, die Dinge verursachen können, verstünden sie auch andere so. Mit sieben bis acht Monaten fingen sie jedoch an, sich als (A) „*intentionale Akteure*“ zu verstehen, als solche, die etwas bezwecken, und andere dann ebenso zu sehen. (93) Sie begannen zu verstehen, wie andere etwas tun wollen (Intention) und reagieren darauf, nicht bloß auf deren direktes Handeln. (96) Nun sei ihr Verhalten nicht mehr nur Nachahmung, sondern Reproduktion des intentionalen Verhaltens anderer. (100) Der Phase als intentionale Akteure folge mit etwa vier Jahren die der (B) „*geistigen Akteure*“. (208) Es entstehen dann im Erwachsenen-Kind-Dialog (Interaktion) *Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit*, in denen das Kind beobachte, ob die Bezugsperson ihr Interesse auf das gleiche Objekt wie es selbst richte. Jetzt entwickle es ein *Imitationslernen* durch gedanklichen Rollentausch zur Reflexion der eigenen Situation. (121) So komme es auch zum *Spracherwerb*: erst verstehe ein Kind die Situation, dann die sprachlichen Symbole zu deren Beschreibung. Wie komplex zeigt sich dieser Vorgang zwischen Kindern und Bezugspersonen! Mit simplem (womöglich Auswendig-) Lernen durch das Kind ist es da nicht getan. Kinder können nur selbst lernen; nur mit dem was sie schon können, können sie weiteres lernen. Über *Simulation* setzten sich die Kinder dann immer mehr in die Lage

anderer, reflektierten deren Situation und gewannen dabei – besonders im Gespräch mit Gleichaltrigen! – auch moralische Urteile, wenn sie „den Schmerz der anderen fühlen“.

(210f) Es wäre zu prüfen, ob diese von Tomasello betonte neue Fähigkeit ab vier Jahren in einer historischen Differenzierung erkennbar zu machen ist. Er verweist auf die Bedeutung der *gemeinsamen Aufmerksamkeit* zwischen Kind und Bezugsperson und die *Perspektivenübernahme* durch das Kind als zentral für den fortgeschrittenen Spracherwerb im Alter ab etwa zwölf Monaten; kurz nach dem Beginn der intentionalen Phase also. Warum – fragt er – setzt der Spracherwerb nach ersten erworbenen Kenntnissen in besonderer Weise gerade mit dieser Fertigkeit zur gemeinsamen Aufmerksamkeit ein, wenn nämlich das Kind in der Lage ist 1. einen Gegenstand, 2. die Bezugsperson und 3. sich selbst (!) in der Interaktion zu erkennen? (131, 142ff) Sprache wird nach den dazu angestellten Experimenten in sozialen Situationen ganz *pragmatisch erlernt*.¹ Das gilt besonders für die nächste Stufe der kindlichen Entwicklung, die Tomasello mit einer (C) *Simultantheorie* beschreibt. (wobei er auf Harris verweist; 222) Simultan heißt hier: Kinder lernen, sich in eine fremde Perspektive einzudenken, sie simultan zu verstehen. Regeln mit Belohnung/ Bestrafung behinderten dieses Lernen eher. (227f) Gerade bei komplexeren Formen sprachlicher Kognition zeige sich das pragmatische Lernen deutlich. Als eine letzte Stufe wird auf die Jahre zwischen fünf und sieben verwiesen, wenn modern erzogene Kinder (D) *Selbststeuerung* und *Metakognition* lernen.² Sie verinnerlichen und variieren gegebenenfalls die Regeln Erwachsener und lernen, über ihr eigenes Nachdenken und über Problemlösungen zu sprechen, verfolgen den Eindruck, den sie auf andere machen und andersrum, verstehen verschachtelte Sätze (sie denkt, daß ich X denke), beginnen Fertigkeiten der Metaerinnerung zu zeigen, die ihnen ermöglichen, bei Gedächtnisaufgaben Planungsstrategien zu verwenden. Und sie fangen an zu lesen und zu schreiben, sofern ihnen dies gezeigt wird. (242) Mit anderen Worten, wir haben hier das kognitive Inventar des Endes des prä-operationalen Stadiums (Piaget) vor uns. Dux spricht von Leuten im dörflichen Indien, mit denen er Tests über das Zeitverständnis machte, als im proto-konkret-operationalen Stadium befindlich. (1989)

Das sind gute Gründe gegen nativistische Ansätze, die etwa die Entstehung genetischer Sprachmodule zur Erklärung komplexer Sprache gerade für diesen Zeitraum anbieten. (221) Wenn jeder Mensch aktiv lernend seine Umwelt erfassen und konstruieren muß, dann kann nicht „die Gesellschaft“ allein für das Bewußtsein, das Wissen und Denken verantwortlich sein. (Dux) Es ist für ein modernes Kind unmöglich, alle Vorgaben der Kultur einer Gemeinschaft oder Gesellschaft genau aufzunehmen. Dann änderte sich – wie bei rezenten Urvölkern, die das versuchen – auch nichts. Jedes moderne Individuum und jede Generation erarbeitet sich einen eigenen Blick auf seine Welt. Wird – frage ich mich – beim Bedenken der Ontogenese eine Verbindung zur Teilung der Arbeit sichtbar, die vielleicht im frühkindlichen Prozeß eine Wurzel hat, weil in der Ontogenese eigene Erfahrungen sich mit der äußeren Hilfe der sorgenden Bezugsperson verbinden? Der engere Lebensbereich des Kindes entwickelt sich als seine Praxis, und vom äußeren Bereich werden größere Zusammenhänge, aber auch Zwänge und Autorität vermittelt. Das erinnert an mythische Gemeinschaften einer rationalen individuellen Alltagspraxis mit göttlichem Überbau und herrschaftlichen Zwängen. Doch wie entstand der Prozeß der geistigen Menschwerdung aus den Primaten, bei der auch der Animismus des prä-operationalen Menschen in die Welt kam?

Wollen wir erklären, was der Mensch ist und kann, müssen wir den Prozeß aufzeigen, wie er wurde was er ist beziehungsweise für unser Thema, was er um das Ende der Eiszeit herum und bis zum Entstehen des ersten Stadtstaates Sumer gewesen ist; dort beginnt wohl eine weitere Epoche. Insofern kann heute mit prozeßlogischem Denken der Mensch selbst als sich selbst verändernder Prozeß verstanden werden. Vier Elemente dieses Prozesses sind zu bedenken: der biologische, der soziale, der der Kognition und der psychologische. Aus der Entwicklung der Menschen und aus dem, was das Bauwerk am Göbekli Tepe uns sagt, ist zusammenzubringen, was Menschen damals waren, vor allem wie sie dachten und glaubten. Die älteste Schrift-Quelle, die darüber Hinweise gibt, ist das Gilgamesch-Epos. Ich verweise kurz darauf, weil wir hinsichtlich der Leute vom Göbekli Tepe fragen müssen, ob ihr Denken einen Anschluß zu Sumer findet, über das wir schon ein wenig wissen. Oder liegen völlig unerschlossene Zeiträume dazwischen, so daß ein

¹ Wenn eine eingeschränkte Pidgin-Sprache beispielsweise zwischen zwei Völkern nur zum Grenzhandel entsteht, ist die Pragmatik besonders deutlich. (s. u.)

² Ob es Völker gegeben hat, die auf dieser historischen Stufe der Kompetenz verblieben sind? Es ist ohnehin nicht mehr zu klären und müßte wohl in Afrika gewesen sein.

Bezug unzulässig ist? Schmidt hält einen Anschluß für möglich, wenn er vorsichtig fragt, ob der Göbekli Tepe identisch sei mit dem Berg Duku der Anunna-Götter Sumers. König Gilgamesch, wenn er denn existierte, baute vor etwa 4.600 Jahren die riesige Stadtmauer um Uruk in Sumer, die archäologisch belegt ist. Er war also bereits Städter. Das Epos besingt seinen Ruhm unter Bezug auf eine wahrscheinlich viel frühere Zeit: Ihm wird von den GöttInnen ein starker Freund geschenkt. Enkidu kommt aus der Steppe, ist noch ganz behaart, Wildbeuter, und es kann vielleicht aus der Geschichte auch herausgelesen werden, Gilgamesch habe seinen Ruhm durch Übernahme großer Landgebiete erworben, deren BewohnerInnen aber nicht ausgerottet, sondern integriert. Vielleicht hat Sumer in dieser Weise die Landwirtschaft eingebunden, die eine Stadt benötigt. Direkter geht es in der Geschichte um Tod und Sterblichkeit. Auch Teile der Bibel wurden schon in den frühen Mythen Sumers gefunden: Sintflut und eine starke Frau, die aus dem Wildling Enkidu einen Kulturmenschen schuf.

Dieses Epos hat Dux zur Frage verlängert, wie der Mensch zu seinem Geist kommt. (1992; siehe Hennings, ¹¹2012) Dabei wird aufgezeigt, wie im Prozeß aus den Lernmöglichkeiten des Tieres, die wir beim Schimpansen besonders intensiv erkennen können, die weiterführende Kognition der Menschen werden konnte. Gegen biologistische Thesen, Menschen würden wesentlich durch ihre Gene bestimmt, betont er die Möglichkeit, aus der Erfahrung der Primaten heraus menschlichen Geist prozeßhaft entstehen zu lassen. *„In der prozessualen Logik lassen wir aus gegebenen Bedingungen Neues entstehen. Dieses Verfahren läßt sich im Prozeß der Enkulturation selbst am deutlichsten zeigen: Wir gehen von naturalen Gegebenheiten der biologischen Organisation aus, aber wir bleiben nicht bei ihr stehen. Wir lassen vielmehr vermöge dieser biologischen Organisation geistige Lebensformen sich entwickeln“*. (21f) Durch Erfahrung, die immer wieder auf älterer Erfahrung aufsetzt, sei langsam der Geist des modernen Menschen entstanden, das Tierische (Instinkte) verloren gegangen, nicht nur überformt. Denn der *„Grund dafür, daß sich in dieser Organisationsform eine spezifisch humane Form von Selbstbewußtsein ausbildet, erschließt sich einzig, wenn man dessen Genesis ins Auge faßt. Ein Lebewesen, das, wie der Mensch, nicht schon von Natur aus eine Organisation des Verhaltens mitbringt, in dem sein Leben verläuft, kann diese Organisation nur in einer einzigen Weise ausbilden: indem es in ein reflexives Verhältnis zu seiner Motorik gelangt, sie steuern und damit handeln lernt“*. (27) Dieser Prozeß ist der der Ontogenese, den jedes Kind in seiner jeweiligen Gesellschaft durchlaufen muß, um sein Selbstbewußtsein, seine Welt im Kopf zu konstruieren. Ist diese Form der Veränderung generell möglich, daß Menschen sich sozial an ihre Umwelt selbsttätig anpassen können, was die Existenz des Homo sapiens bestätigt, kann dann gefragt werden, wie es zu jenen Stufen des Denkens bei allen modernen Menschen kommt, die Piaget erkannte. Und auch, wie es in diesem Prozeß zu einem *animistischen* Denken und zu einer traditionellen Logik kommen muß! Ein Säugling gewinnt die Erfahrung, fast alle Dinge um ihn herum bewegen sich, weil sie ihm – für das Kind noch unerkennbar – von der sorgenden Bezugsperson gereicht werden. So bildet sich ein strukturell eingebundenes *Schema* des Denkens aus, alles könne sich selbst bewegen, sei also ein handelndes Subjekt, ob nun unbestimmte geistige Wesen oder auch GöttInnen dahinter stecken. *„Im Aufbau der Welt [im Kopf des Kindes] entstehen Strukturen, die festlegen, wie das, was vorgefunden wird in der Welt, verstanden werden muß“*. (Dux, 2008: 116) Moderne Kinder überwinden diese Vorstellung mit Hilfe der Bezugspersonen und später der Beschulung.

Aus frühkindlichen *Erfahrungen* wurden die – von den Erwachsenen ebenfalls noch so verstandenen – Geister in allen Erscheinungen, der Animismus, den wir bei rezenten Urvölkern und in Mythen überall finden. Solche religiösen Vorstellungen gibt es typischerweise bei WildbeuterInnen bis hin zu Kulturen mit einfachem Landbau. Und noch bei den alten Griechen, die an den Rand des formal-operationalen Stadiums herankommen (Aristoteles), wird der Speer im Kampfe von GöttInnen gelenkt. (Ilias) Der Animismus steht in direkter Verbindung zu der ausgebildeten traditionellen Logik dieser Menschen. In der sind nicht nur alle Dinge Subjekte, sondern ein solches Denken zeigt sich in allen Vorstellungen; wir sahen es oben bei der Besprechung der Mythen. Die reale Welt muß erklärt werden. Etwa daß Himmel oben und Erde unten sind – also muß es eine Kraft geben, die beide auseinander hält, damit Mensch und Tier dazwischen leben können. Es ist offenkundig eine Kraft in verschiedenen Zuständen, mal still mal stürmisch, sie *„lebt“*. Das erleichtert es, eine subjektive, also eine handelnde Kraft zu erkennen. Wie der

Mensch handelt, um ein Ziel zu erreichen, so tun es in der Vorstellung von Kindern auch andere Kräfte. Etwas erreichen wollen, etwas zu verursachen, dient einem Zweck, einem Ziel. Daher ist die Ursache mit dem Ziel identisch, die Ursache aber zugleich die größere Kraft, da sie ihr Ziel erzeugen kann. Gut, es gibt andere Kräfte, die dazwischenfunken können wie ein Blitz, durch geistige Kraft. Insofern ist das Leben kompliziert. Die verschiedenen Kräfte, alles Geister mit subjektivem Willen, gilt es zu ordnen – und zu beeinflussen, durch Gebete, Opfer. Aber dieses Komplizierte ist noch recht einfach: offenkundig umkreisen Sonne und Mond eine Ebene, wie sollten sie sonst am nächsten Tag wieder den Weg im Osten beginnen? Ein solches traditionales Denken kann unmöglich von dem Schmetterlingsflügel auch nur etwas ahnen, der auf der anderen Seite der Welt – die es gar nicht gibt, dort ist die Unterwelt des Todes – einen Sturm auslöst. Auch nicht, daß eine Ursache sich selbst auf dem Weg zum Ziel verändern kann; es also nicht andere Kräfte sind, die ein Ziel verfehlen lassen, sondern ein sich selbst verändernder Prozeß dieses bewirken kann, ein Prozeß, der neben direkten, rational angestrebten Wirkungen auch noch unintentierte Nebenwirkungen hat, haben muß. Jene prä-operationale Logik sieht also in Ursachen von Ereignissen immer schon das Ergebnis direkt mit dem Ziel verbunden und andersrum das Ziel direkt mit der Ursache im Sinne einer Teleologie, einer auf ein schon festgelegtes Ziel bestimmten Identität. Etwas ist erklärt, wenn die Ursache gefunden ist, wie Dux ausführlich darstellt. (2008) Wir verstehen heute in Prozessen die Abhängigkeit von den einzelnen Elementen und Ereignissen zu jedem Zeitpunkt des Prozesses und also auch, daß jederzeit die wechselwirkenden Parameter eine ganz neue Richtung des Prozesses vorgeben können, kleine Änderungen vielleicht große Wirkungen haben. Die Ursache ist der Beginn einer Entwicklung, aber analytisch gesehen nicht ihr Ende. Daher denken wir heute bei der Erforschung einer Entwicklung zuerst in Schritten der Analyse zu ihrem Beginn zurück – im Denken zu ihren „Grund-Begriffen“ –, und eben nicht direkt an eine teleologisch verstandene Ursache, die uns ihr Ziel verrät, nicht an die Kraft, die sie mal auslöste. Statt von einer Identität Ursache/ Ziel versuchen wir danach vom Prozeßbeginn her den tatsächlich stattgefundenen Prozeß in seinen Schritten und Veränderungen der Richtungen zu *rekonstruieren*. Wir sehen den Kultbau und fragen zurück, wie er entstehen konnte, welche baulichen und sozialen Vorbedingungen erfüllt sein mußten. Da findet sich einiges, sehen wir, doch für das Erkennen seines Werdens haben wir noch nicht genügend konkretes Wissen. Traditionale Logik, deutlich aufgehoben in jeder Form des Numinosen, versteht die Welt völlig anders! Und das durchaus in einer gewissen – traditionellen – Logik, die aber von unserem Denken deutlich unterschieden ist. Mit der Erfahrung, die Welt sei animistisch organisiert, ist religiöses Denken rational (irgendwie; aber nicht „wahr“).

Kognition und Geschichte

Es mag spontan fragwürdig klingen, das Denken jener rezenten Urvölker, über die wir viele Berichte und Analysen haben, dennoch mit jenem der Gruppen am Göbekli Tepe und auch unserem generell gleichzusetzen, daß sich also aus gleicher *Kapazität* des Gehirns nur jeweils die nötige *Kompetenz* entsprechend der Lebenspraxis ausweitet, weil die biologisch-evolutive Entwicklung für den Homo sapiens bereits in Afrika ihren (vorläufigen) Abschluß fand. Eine Kompetenz, die sich erstmal im prä-operationalen Stadium weiter entwickelt, um vielleicht in konkret- und formal-operationalem Denken zu enden. Dann entsteht die Frage nach einer Unterteilung der Kompetenz in der *Geschichte* des Homo sapiens. Die Form der Produktion als Epochenteilung allein – erst nur Sammeln, dann auch Jagen... – bringt noch nicht so richtig die nötige Erkenntnis einer Differenzierung menschlichen Lebens über die frühen Jahrtausende, und da ebenso die Bezeichnung der Epochen mit dem jeweils wichtigsten Werkstoff – Stein, Kupfer, Bronze und Eisen – für eine differenzierte Analyse nicht befriedigen kann, bleiben *soziale* Entwicklungen des Homo sapiens‘ für eine weitere zeitliche Gliederung übrig. Damit wir nicht alle Zeiten vor der neolithischen Revolution etwas stumpf als „Jäger und Sammler“ (ab-) qualifizieren, Lebensformen, wie wir sie von rezenten Urvölkern als WildbeuterInnen kennen. Dabei hilft es, zu verstehen, daß offenbar auch frühe Landbaukulturen sich im Denken von SammlerInnen und Jägern jedenfalls nicht deutlich unterscheiden. Der Göbekli Tepe steht für eine andere Kulturform. An jenem Ort denken wir natürlich immer gleich an eine Änderung in Richtung Landwirtschaft: haben sie schon, oder nicht...? Könnte eine völlig andere soziale Bewegung dort stattgefunden

haben, deren Begründung wir nicht kennen? Und die sich scheinbar nicht fortgesetzt hat, ein toter Arm der Geschichte? Führt die Frage nach Häusern oder Ackerbau in eine ganz falsche Richtung? Das formal-operationale Stadium beginnt ganz zart mit Aristoteles. (Dux) Wann beginnt das konkret-operationale? Schon am Göbekli Tepe? Mit der Schrift in Sumer? Sie zeigt selbst schon die Entwicklung von konkreten Zeichen (Hieroglyphen) zu abstrakteren, wenn auch noch spätere Buchstaben an Laute gebunden bleiben. Manches spricht dafür, daß mit der schriftlichen Klassifikation und deren praktischen Anwendungen mittels Listen bis hin zu mathematischen Beispielrechnungen, die Pichot (1995) für Mesopotamien und Ägypten beschreibt, eine entsprechende Zäsur sichtbar wird. Schriftlose Urvölker fallen durch ihr gutes Gedächtnis und die Nutzung umfangreicher Klassifikationen bei Pflanzen und Tieren auf, zeigt Lévi-Strauss für das „Wilde Denken“ rezenter Urvölker. (1994) Auch für die komplexe Geisterwelt und die Übermittlung der Mythen war das nötig. Denn die animistische Geistvorstellung blieb noch lange erhalten. Bildeten jene Menschen am Göbekli Tepe bereits den kognitiven Stand, die Kompetenz Sumers aus, kurz *vor* (!) der Schriftentwicklung, die dann den weiteren wesentlichen Umbruch ins konkret-operationale Stadium brachte? Davon ist auszugehen. Erzählten sie sich schon Mythen wie solche von Gilgamesch?

Bisher war anzunehmen: erst in der Neolithischen Revolution entstand mit dauerhaften Dorfstrukturen und Landbau eine deutlich erweiterte Kompetenz gegenüber schlichtem Wildbeutertum. Mit dem Göbekli Tepe selbst erkennen wir jedoch bereits dort hinsichtlich des Denkens und Handelns neue Qualifikationen, die erst dieses Bauwerk entstehen lassen konnten. Oder entstanden Seßhaftigkeit und entsprechende geistige Kompetenz schon früher? Gab es eine erste Phase, in der die Konstruktion von Gebäuden allgemein bekannt war, wie es einzelne Funde von Hütten in der Großregion nahe legen? Der Tempel selbst ist doch ein Symbol für *Seßhaftigkeit* (!) dieses Stammes oder Stammesbundes, demonstriert eine Art Besitzanspruch auf den (heiligen) Ort und die Umgebung, selbst wenn die einzelnen Gruppen bei Bedarf um ihn herum noch mobil waren.¹ Mußte nicht eine Überproduktion an Nahrungsmitteln bereits Praxis sein, um den Bau denkbar zu machen – aber bei konservativen WildbeuterInnen, wozu, warum? Wir kommen auf die Frage der Vorratshaltung zurück. Gehört nicht eine gewisse Lagerhaltung zum Bau, wie sie möglicherweise in den Gebäuden von Nevalı Çori stattfand? Kaum zu glauben, daß sie erst nach dem Beschluß zum Tempelbau ausprobiert wurde.² Besitzanspruch und eine Lagerhaltung, die schon mit Planung zu tun hat, mußten geistig erst geschaffen werden, durch ein erweitertes Denken gegenüber einfacher Wildbeuterei. Nicht nur als Gebäude, sondern als Kultstätte mußte die Anlage kognitiv vorstellbar werden, als Entwicklung des Geistes, und das ist für neuerungsfeindliche Urvölker ganz untypisch. Erst tausende Jahre später wird in Sumer in gänzlich anderer Umwelt ein weiterer qualitativer Schritt des Bauens getan, wenn es auch – schon wieder! – sehr frühe Häuser mit dicken Lehmwänden bereits im Proto-Neolithikum gibt; in Qermes Dere, Irak. (Roaf, 1998: 28) Den Druck, sich von Lagerplätzen der herumziehenden Gruppen mit Hütten hin zu Dörfern mit Feldern weiter zu entwickeln, konnte zum Beispiel eine stark wachsende Bevölkerung am Ende der Eiszeit erzeugen, was in „paradiesischen“ Verhältnissen leicht vorstellbar ist, dann aber zum Problem wird, wenn der Platz auf dieser Ebene nicht mehr ausreicht. Seßhaftigkeit benötigt viel weniger Raum, von vielen anderen Vorteilen in Richtung Zivilisation abgesehen. Kam in solcher Situation die Notwendigkeit des bewaffneten Schutzes des „eigenen“ Raums hinzu, danach eine kriegerisch erzwungene Hierarchie der Stämme, woraus sich wiederum eine soziale Differenzierung ergeben würde? Aber der Waffengebrauch kann auch aus einer inneren sozialen Veränderung entstehen – also doch eine Revolution, wie Schmidt sie sieht? Bauernschaft gegen Wildbeutertum? So oder so ging eine soziale *Epoche* der Menschen am Göbekli Tepe zuende, die bisher in der Geschichtsschreibung nicht gesehen wurde.

Mit den großen Standbildern am Göbekli Tepe lösen offenbar GöttInnen alte Naturgeister ab oder ergänzen sie erstmal, ein Vorgang, den wir noch in der griechischen Religionsgeschichte wiedererkennen. Und wenn nun ausdrücklich Männer als Götter

¹ Menschen sind generell seßhaft – wenn es möglich ist und nicht Feinde, Überbevölkerung oder Katastrophen sie vertreiben, was ein schweres Problem sein kann. Lévy-Bruhl zitiert eine Reihe von Fällen, in denen von der *Identität* der Menschen mit ihrem Land die Rede ist, in dem die Ahnen verbleiben. (1959: 192ff)

² So vielleicht: „Wenn es uns gelänge, Brüder und Schwestern, genügend Korn einer Ernte zu lagern, damit wir genügend Zeit ohne Nahrungssuche uns schaffen könnten, dann ließe sich darüber nachdenken, den Göttern ein besonders großes Geschenk zu machen; hat jemand eine Idee dazu? Was meinst Du? Einen Tempel aus Steinen, was soll das denn sein, ein Tempel?“

aufgerichtet werden, kommt der Verdacht auf, es ginge auch gegen die Frauen, wie es uns Dux am Ursprungsmythos zeigte. Wenn diese Metamorphose nicht schon früher geschah und mit dem Kultbau einen besonderen Ausdruck erhielt. Vielleicht wegen des Klimawandels, vielleicht aus anderem Grund; die Geschlechterfrage ist immer wichtig für Männer, bis heute. Unter diesem Gesichtspunkt könnten Götter!-Bilder und Initiation gut zusammenpassen. Eine noch andere Deutung ergibt sich durch den Boden, das Land. Zweifelsfrei ist wohl der Göbekli Tepe die Macht-Demonstration der Selbsthaftigkeit an jenem Ort; selbsthaft nicht im Sinne schon der Landwirtschaft mit Domestizierung von Pflanze und Tier. Aber die gut sichtbare Festlegung einer Region für den eigenen Stamm! Solches Verständnis finden wir schon bei sehr einfachen rezenten WildbeuterInnen, wie den Mbuti, auf die ich noch kurz eingehe. Niemand baut ja einen solchen Klotz in die Landschaft, um dann anderswo täglich von der Hand in den Mund zu leben. Und deshalb könnte hier bereits passiert sein, was Dux (1997: 237) skizziert, daß die Inbesitznahme und der Schutz von Boden *erstens* Sache der Männer war, *zweitens* sich aus diesem Boden für den Stamm eine Machtposition ergibt, nach außen gegenüber Fremden, aber auch nach innen, denn *drittens* ergibt sich aus der traditionellen Logik, daß die Macht sich aus dem Boden selbst ergibt und den Männern zufällt, weil sie ihn durch ihre Waffen quasi als Heimstatt erst „erzeugen“. Diese Identität von Macht/ Boden/ Männern war womöglich viel wichtiger als eine Festigung patriarchaler Agrarstruktur aus dem männlichen Besitz von Großvieh heraus und später dem Pflugeinsatz, wie es oft gesehen wird.

Eine erste Veränderung in diese Richtung mag bereits die beginnende *regelmäßige* (!) Beerdigung der Verwandten anzeigen, die ein universales Verhalten wurde. (in Burenhult, 2004: 99) Der Boden, in dem die Ahnen ruhen, ist heilig, Ahnen und eigene Sippe sind wiederum identisch. Daraus ergibt sich die Verpflichtung des Schützens solcher Stätten (im Judentum und im Islam bis heute auf ewig). Am Göbekli Tepe ist die Frage der Bestattung noch unklar, im Schutt der späteren Verfüllung der älteren Anlagen finden sich viele Menschenknochen; wahrscheinlich die von aufgelassenen älteren Gräbern, heißt es, oder von geschändeten Gräbern bei der Zuschüttung der älteren Schicht. Bei institutionellen Beerdigungen entsteht so etwas wie ein zusätzliches abstraktes Reich, in das Individuen hinüberwechseln, zuerst nur einige, wichtige, doch früh auch schon Kinder. Im Zusammenhang damit könnte die soziale wie geistige Ausdifferenzierung von SchamanInnen und später einer Priesterschaft begonnen haben und auch die einer weitergehenden weltlichen Macht. Die Praxis, regelmäßig den Besitz der Toten symbolisch mit ins Totenreich zu geben, zeigt durch deren unterschiedliche Qualität schon früh auch eine soziale Unterscheidung der Nachlebenden, die in Europa offenbar gut 10.000 Jahre vor dem Bau am Göbekli Tepe hier und da begann. So blieben große Zeiträume, um in günstiger Lebenslage eine religiös geprägte Gemeinschaftsstruktur zu entfalten, die wegen der guten Ernährungslage lange ohne Dörfer mit Feldern auskommen konnte und vielleicht dennoch tendenziell selbsthaft war, da von bestimmten Plätzen aus gesammelt und gejagt werden konnte, wie teilweise in den Pyrenäen und nordöstlich davon. (in Burenhult, 2004: 91) Auch das Herstellen von Figurinen mag bereits einen Blick auf das Individuum bedeuten, und in der Initiation wird der einzelne Mann als Teil aller Männer „gemacht“. So konnte in Ober-Mesopotamien offenbar eine religiöse „Hochgesellschaft“ mit weitergehender Arbeitsteilung und daraus erwachsener sozialer Schichtung entstehen, fähig, den Kultbau zu errichten.¹ Welche Schritte der Menschwerdung mögen für das Denken besonders wirksam gewesen sein: mythische, aber individualisierte Religion, Städte, Schrift?

Eine sozial differenzierte Gruppe, die wahrscheinlich von Großen Männern/ Häuptlingen/ SchamanInnen/ PriesterInnen zur koordinierten Arbeit motiviert wurde, auch dazu, handwerkliche Fähigkeiten auszubilden, verweist auf eine Differenz zu solchen einfachen WildbeuterInnen, die noch direkt von der Hand in den Mund leben, autonom und formell frei auf der einen, an die Verwandtschaft und die Geister gebunden auf der anderen Seite und umgeben von Nachbarn. Einfache Häuptlingsysteme sind bereits im Zustand der Wildbeuterei denkbar. Simple Hütten kann es gegeben haben; sie würden

¹ Hier soll nicht versucht werden, Magie von Religion aufwendig zu scheiden. Solange zu vermuten ist, Dinge wie Donner, ein Busch oder Stein seien direkt von Geistern erfüllt, scheinen Magie und gute/ böse Zauber angemessen. Animismus ist offenbar *Folge* der frühen Ontogenese, Religion scheint dann eher als *Zweck* entwickelt: zur Unterdrückung der Frauen, allgemein zur Stützung von Herrschaft... Entstehen so etwas wie Geister mit größerem Tätigkeitsfeld, oder Ursprungsmythen, zumal bei fixierten Anbetungsformen in Skulpturen, sehe ich Götter und Religion, SchamanInnen/ PriesterInnen mögen eine Übergangsfunktion bezeichnen. Wenn Schmidt ein Schamanentum als wahrscheinlich bereits vorhanden vermutet, macht er eine ähnliche Unterscheidung, da dies meist schon für sehr frühe menschliche Lebensformen angenommen wird.

heute nicht unbedingt Spuren zeigen. Und andernorts wurden ja frühe Pfostenhäuser ausgegraben, sahen wir. (Roaf) Um den Kultbau zu errichten, bedurfte es eines weiteren Schrittes zu einem komplexeren Denken. Deshalb ist schwer vorstellbar, es habe vor diesem konkreten Bau nicht schon Erfahrungen gegeben, die den Göbekli Tepe später möglich machten; das meint auch Schmidt, der dabei an den Mauerbau für Tierfallen und zum Schutz von Wildgetreide denkt. Erfahrungen mit einfacheren Steinmauern also, über die bislang keine Kenntnis besteht. Gibt es frühere Bauten in jenem Schuttberg? Oder dort, wo Schmidt nach dem Auffinden einer männlichen Skulptur weitere archäologische Stätten vermutet, unter der Altstadt von Urfa? Das würde auch den Druck mindern, nun plötzlich eine Theorie über eine Art Wunderbau, einen großen qualitativen Sprung produzieren zu müssen.¹

Die ethnologische und psychologische Forschung über rezente WildbeuterInnen und frühe Landbau-Gemeinschaften – wie von Lévy-Bruhl, (1959) Hallpike (1990) und anderen – zeigt, solche Völker kamen mit dem prä-operationalen Stadium in ihrem Leben zurecht. Dux sagt dazu, der kognitive Erwerbsprozeß stocke, wenn eine lebbare Form gefunden sei, „*an der Schwelle* [!] *zur konkret-operationalen Kompetenz*“. (2008: 323) Riesige Symbolfiguren zu bauen ist doch noch etwas anderes als bloß Mammutschädel und -knochen für eine Unterkunft aufeinander zu türmen, was in zehn Tagen möglich war, während es für die ersten bekannten Bauten des Göbekli Tepe eher Jahre brauchte. Symbole zu nutzen ist allerdings nichts besonderes für jene frühe Zeit, sie zeigen sich bereits in den steinzeitlichen Malereien lange zuvor. Hallpike betont bei rezenten Urvölkern einen „kollektiven Symbolismus“ von einem Umfang und einer Bedeutung, der modernen Gesellschaften verloren ging, und der bei Kindern bereits vor der Sprache ausgebildet wird. (1990: 175) Um sich das besser vorstellen zu können, denken wir einmal – nun sind wir doch beim Vergleich mit Kindern – an Siebenjährige (die zugleich als lebenserfahrene Erwachsene auf diesem Niveau verstanden werden müssen). Könnten die einen solchen Bau errichten, wenn sie die Kraft dazu hätten? Könnten sie ihn ersinnen und gegebenenfalls gegen eine andere Gruppe argumentativ oder mit Gottes Hilfe, also gewaltsam, durchsetzen? Könnten sie ihn konkret planen und sprachlich vermitteln? Ja, schon jeder Kindergarten oder Bauspielplatz deutet das an, und bei Tomasello sehen wir, was (moderne) Kinder mit dem Ende des prä-operationalen Stadiums im Alter von sechs bis sieben Jahren gelernt haben können; es ist die Zeit der (reflektierten) Metakognition und der Selbststeuerung, die Zeit des modernen Schulbeginns. (2006: 242) Initiationsriten bei Urvölkern machen Kinder offenbar meist etwas später zu Erwachsenen, eher mit zehn Jahren; so gesehen wird dann vielleicht das prä-operationale Stadium etwas gespreizt. Das Leben war noch nicht so schnell und nicht schon für Kleinkinder so intensiv wie heute, wo sie von Beginn an gezielt gefördert werden.

Sprache

Welche Sprache mag am Göbekli Tepe vor 12.000 Jahren gesprochen worden sein, aus was für einer Sprachgruppe kam sie? Gesichertes Wissen darüber gibt es nicht, aber verschiedene Thesen. Aus Afrika kommend haben die Menschen vor 70.000 Jahren wahrscheinlich eine Ursprache mitgebracht, (in Burenhult: „Protowelt“; 2004: 144f; ähnlich Tomasello) die also auch diejenigen sprachen, die bereits vor etwa 60.000 Jahren Richtung Australien wanderten. Dabei denke ich an eine „Vollsprache“, nicht an etwas wie eine eingeschränkte Pidginsprache, auf die ich zurückkomme. Ober-Mesopotamien könnte aber zur hier interessierenden Zeit auch (wie der Nahe Osten) einer afroasiatischen Sprachgruppe angehört haben. Die Einwanderung der IndoeuropäerInnen (IndogermanInnen), die die heutigen westeuropäischen Sprachen weitgehend bestimmt haben, begann nach der einen Auffassung erst vor etwa 6.000 Jahren; sie verbesserten die bereits zuvor entwickelte oder eingeführte Landwirtschaft durch Einführung des Pflugs. (in Hauska, 2005: 149, 154) Eine aktuelle Studie stützt die These, es habe vor 9.500 Jahren wahrscheinlich eine *anatolische* Sprachgruppe gegeben, aus der Indoeuropäisch entstand.² Strittig ist auch, ob sich während der Eiszeit eine *vaskonische* Sprache entwickelt hat, deren Reste sich im sehr alten und nicht indoeuropäischen Baskischen

¹ Diese Überlegungen erinnern etwas an die Situation, als die Kulturleistungen der Indianer entdeckt wurden und die weißen Eroberer sich nicht vorstellen mochten, diese „Wilden“ seien dazu fähig gewesen, es müßten früher schon Weiße dort gewesen sein.

² Die These, das Indoeuropäische habe sich ab vor 9.500 Jahren von Anatolien aus und nicht aus der nördlich liegenden Steppe verbreitet, erfährt eben mittels einer neuen Analyseform eine deutliche Aufwertung. (Scinexx.de 24.8.12) Aber was war vorher, vor 12.000 Jahren?

andeuten könnten. Neuere Gen-Analysen der Wanderungen über die Welt werden zur Unterstützung herangezogen. Es habe entlang der Pyrenäen ein Rückzugsgebiet vor dem Eis gegeben, in dem diese Sprache entstanden sei und am Ende der Eiszeit sich durch neue Besiedelung nach Osten, vielleicht auch nach Nordafrika ausbreitete. (Hamel, 2007: 188ff, nach Vennemann; kritisch in Hauska, 2005: 113) Strittig ist ebenso die Existenz einer *nostratischen* Sprachgruppe (aus der in anderer Weise das spätere Indoeuropäische abgeleitet wird). Sie wäre um 9.500 vC entstanden (also zur Zeit des Baubeginns des Kultbaus), afroasiatisch erst um 8.000 vC, sagt Haarmann; seiner Meinung nach ist eine weiter als 10.000 Jahre zurückreichende Zuordnung linguistisch nicht möglich. Er nennt vier mögliche historische Sprachstadien: Homo erectus konnte demnach die Lautnachahmung und besaß die Fähigkeit zur symbolischen Tätigkeit. Die NeandertalerInnen erweiterten die Lautäußerung, ihre Sprechfähigkeit verbesserte sich, vielleicht konnten sie zwei Vokale (a, e) und acht Konsonanten (p, b, t, d, s, h, n, m) ausdrücken, dazu Knacklaute, sie hatten noch keine Satzbaupläne/ Syntax. Dann entstanden vermutlich mehrsilbige Wörter, Nomen, Verben und Pronomen, mit denen sich die Abstraktionsfähigkeit erhöht, wenn etwa das Wort „sie“ für „Mädchen“ eingesetzt wird. Bis vor 70.000 Jahren entstand die komplexe Sprache als Grundlage aller modernen Sprachen. (2006: 35ff, 137, 146, nach Cavalli-Sforza)

Für den Steinzeit-Film „Am Anfang war das Feuer“¹ wurde eigens eine primitive Sprache entwickelt (wohl für NeandertalerInnen vor 80.000 Jahren gedacht), in der sich selbst die Beleuchter unterhalten hätten, wie es heißt: das *Ulam* (Burgess). Ausweislich des Beiheftes zur DVD umfaßt diese Sprache 100 ins deutsche übertragene Wörter. Reicht das für den Bau eines solchen Kultbaus? Nein, Stein und Fels oder Mauer gibt es nicht; aber mit 200 Wörtern, sage ich mal, wäre es möglich gewesen, den Bau zu errichten – doch sicher nicht das religiöse Gebäude zu seiner Begründung. Heute werden die Khoisan-Sprachen der Buschleute in Namibia (mit den Klick- und Schnalzlauten: ! X...) als älteste noch existierende angesehen. Das Lexikon, das Traill aus Büchern und eigener Erfahrung (!) zur letzten vitalen Sprache dieser Volksgruppe, dem ! XÓÕ, zusammentrug, basiert auf 1.300 Grundwörtern. Für die Sprache der verwandten ! XUN stellten König/Heine knapp 3.000 Lexikonbegriffe zusammen.² Wird aus diesen Sprachen das „Vitale“, also eingebundener moderner Wortschatz, herausgedacht, läßt es sich vielleicht mit verloren gegangenen ausgleichen. Graebner (1924: 90) sagt von den Bantu-Sprachen in Afrika, Aussagen würden in kleine Sätze aufgelöst: „*Der Jäger – er ist groß – er hat ihn geschlagen den Vater – er ist des Hirten*“ (Der große Jäger hat den/ meinen Vater geschlagen, der ein Hirte ist, heißt das wohl). Das klingt nach früher Sprache, doch auch bei dieser Äußerung mußte der ganze Zusammenhang gedacht werden. In den modernen Sprachen erkennt er dem Bantu gegenüber eine Entwicklung zu mehr abstrakten Sprachbildungen, primitive Sprachen seien konkret. (72ff; ähnlich Hallpike zum primitiven Denken, 1990: 155) Worte wie *Tier* oder *Pflanze* als Gattungen fehlten oft, ebenso der Plural, die Substanzialität trete gegenüber Eigenschaften und Wirkungen zurück. Das grammatische Geschlecht sei in vielen Sprachen eine Wertskala, das Weibliche stehe hinten an. (80) Graebner sieht auch Differenzen bei mutter- (Bodenbau) und vaterrechtlichen (Hirten) Sprachen. (84) Lévy-Bruhl erkennt bei Sprachen rezenter Urvölker häufig eine verwickelte Grammatik und ein überraschend reiches Vokabularium. (1959: 339) Das von Halloran herausgegebene „Sumerian Lexicon“ enthält 1.255 Einzelwörter (logogram words) und 2.511 zusammengesetzte (compound words), die den Weg über Schriftquellen bis in unsere Zeit gefunden haben. Und Sumer war schon – darf angenommen werden – deutlich komplexer strukturiert. Kauschke berichtet in einem anderen Zusammenhang von Studien, nach denen bis zu acht Monate (!) alte heutige Kinder 36 und bis zum 16. Monat 190 Wörter *verstanden*. Sechsjährige verstehen bereits 9.000 bis 14.000 Wörter. (2012: 43) Die für den Bau des Göbekli Tepe nötige Sprachkompetenz scheint aus solchen Kenntnissen über denkbare alte Sprachen „irgendwie“ nachvollziehbar.

¹ Drei Männer – wohl Neandertaler – sollen das verlorene Feuer zurückbringen, fliehen vor dem Säbelzahniger und treffen eine Gruppe Homo sapiens, die bereits Hütten haben. Dabei lernen sie auch vis-a-vis-Sex kennen. Eine junge Frau begleitet sie. Doch mit dem behüteten Feuerbehälter zu Hause angekommen, fällt der ins Wasser – und die junge Homo sapiens zeigt sich als fähig zum Erzeugen des Reibfeuers. Sie kommt aus einer neuen Epoche der Menschheit. Nicht Hollywood, sondern Frankreich/ Kanada. Sehenswert: Am Anfang war das Feuer, 1981, Regie Jean-Jaques Annaud.

² Beide Lexika in: Quellen zur Khoisan-Forschung, Bd. 9, 21

Ein anderer Gedanke führt zu einer weiterführenden und sogar *empirisch* fundierten Beurteilung der Sprachfähigkeit früher Menschen. Er knüpft daran an, beim biologisch-genetisch bestimmten *Homo sapiens* „immer schon“ von der selben Kapazität des Gehirns auszugehen und stützt diese Annahme in hochplausibler Weise.¹ Es gibt Pidgin-Sprachen, die nur für sehr spezielle Bedürfnisse entstehen, wo zwei verschiedene Sprachen aufeinander treffen, um beispielsweise Grenzhandel zu treiben. Dabei entstehen keine vollwertigen Sprachen, da nur das Nötigste verhandelt wird. Verstetigt sich eine Pidgin-Sprache jedoch, wenn etwa der Handel dauerhaft wird, kann es dazu kommen, daß an solchem Ort Kinder aufwachsen und aus dem Pidgin für sich (!) eine Muttersprache entwickeln, um es etwas verkürzt zu sagen, eine *Kreolsprache*. Dabei entsteht ziemlich schnell eine neue vollwertige Sprache. Dieser empirischen Kenntnis folgend, daß Kinder des prä-operationalen Stadiums eine Sprache „spontan“ entwickeln *können*, läßt sich tatsächlich vermuten, der *Homo sapiens* habe immer schon eine relativ komplexe Sprache ausbilden können. (Stephan; siehe Bußmann, 1990) Immer wieder in der Geschichte sind offenkundig verschiedensprachige Völker aufeinander getroffen, nachdem sie lange zuvor einmal eine Ursprache einte, die sich dann regional (wenn auch nicht erst in Babel) ausdifferenzierte. Das zeigten die Hinweise auf die diskutierten Sprachgruppen oben. So könnte es auch am Göbekli Tepe passiert sein. Waren, als es wärmer wurde, Gruppen vom Süden (womöglich aus dem Ort Jericho lange vor dessen Turmbau) ihrer Jagdbeute nach Norden gefolgt und dort auf Einheimische gestoßen? Entstand dabei das Anatolisch? Dann daraus Indoeuropäisch? So genau ist die angesprochene neuere Schätzungen der Sprachentwicklung nicht, als daß nicht anstelle von vor 9.500 Jahren eine solche Sprache auch bereits vor dem Bau des Kultbaus entstehen konnte. Und es gab andere Wege der Spracherneuerung, etwa die direkte weitgehende Übernahme durch ein vielleicht unterworfenen, oder sogar durch ein sich durchsetzendes Volk, das Sprache und Kultur der Besiegten übernahm (Germanen in Rom). Auch dabei entstanden Differenzierungen.

Die Ansätze der Historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft können hier nicht dargestellt werden; sie selbst ist sich zudem nicht einig. Es geht an dieser Stelle lediglich darum, erstens den Prozeß des Sprachentwickelns plausibel zu machen und zweitens zu zeigen, daß er bis zurück in die frühe Zeit des *Homo sapiens* zu denken ist („immer schon“). Ist eine Sprache erst einmal konzeptionell neu entstanden, werden schnell Lexikon und Syntax nach Bedarf erweitert. Schon kleine Kinder zeigen ja stets, Spracherwerb ist keine extreme Schwierigkeit. Und selbst die Abspaltung einer Ursprache des *Homo sapiens* von einer früheren ist mit so einem Modell für unsere Zwecke hinreichend vorstellbar, als der sich von anderen Gruppen des *Homo* ausdifferenzierte. Da wir bei der Entstehung einer Kreolsprache von Menschen ausgehen, deren traditionale Logik nur das prä-operationale Stadium erreichte, ist deren Sprachlernen hinsichtlich der Komplexität wesentlich um das sechste Lebensjahr abgeschlossen; vielleicht dauerte dieser Prozeß damals etwas länger. Was immer Hominiden gesprochen haben mögen, aus denen der biologisch-genetisch neue *Homo sapiens* sich absonderte – warum sollte der nicht relativ zügig (in wenigen Jahrtausenden, wenn nicht Jahrhunderten) eine weitergehende vollwertige Sprache entwickelt und vor dem Auszug aus Afrika ergänzt haben? Kreolsprachen sind daher ein weiterer Beleg für die Fähigkeit, im alltäglichen Prozeß durch Interaktion Sprache zu generieren, ohne daß Sprachmodule (Chomsky) oder dergleichen unterstellt werden müßten. So ist auch für die Menschen am Göbekli Tepe nachvollziehbar, daß mit der Entwicklung des religiösen Denkens, das zum Bauwerk führte, zugleich die dafür hinreichend reflektierte Sprache ausgebildet werden konnte. Die zum eigentlichen Bauen nötige zusätzliche Sprachkompetenz war relativ gering, auf das Handwerkliche beschränkt. Bei solchen Betrachtungen muß allerdings auch die Begrenzung früherer Denk- und Sprechfähigkeit mit angesprochen werden, nachdem bisher die besondere Leistung betont wurde, die schon Kinder des prä-operationalen Stadiums typischerweise erbringen: „*Die wirkliche Schwierigkeit beim primitiven Denken*“ – sagt Hallpike – „*liegt darin, daß vieles in Handlungen und konkreten Symbolen ausgedrückt wird und in soziale Institutionen und Gebräuche eingekleidet ist – daß es, kurz gesagt, nicht artikuliert*“ wird. (1990: 85) Praktisches Lernen beruht auf Zuschauen und Nachahmen (das war übrigens noch in meiner Lehre so). Handeln kann oft nicht verbal ausgedrückt werden. Es geht also um ein historisch *relativ* (!) komplexes Sprechen, das aber den alltäglichen Anforderungen gewachsen ist beziehungsweise

¹ Den Hinweis für die folgende Argumentation mit Hilfe der Pidgin- und Kreolsprache gab die Indogermanistin Kristina Stephan von der Berliner Humboldt-Universität in einem Gespräch. (22.8.12) Ich bedanke mich herzlich!

angepaßt werden kann. Sprache sei auch nicht eng mit der Intelligenz (IQ) verbunden. (94) Denken und Sprache entstehen unterschiedlich. Sprache ist nicht gleich dem Denken, entspricht aber wohl dem Bewußtsein. „*Der Gebrauch der Sprache ist somit nicht nur ein Anheften von Etiketten an die Gegenstände; man muß vielmehr lernen, durch Tun erworbene oder auf Bildern beruhende Vorstellungen auf der Stufe des verbalen Denkens zu rekonstruieren*“. (Hv. h.; 96)

Diese Hinweise mögen reichen, um zu einer Vorstellung über die sprachliche Kommunikation beim Bau des Göbekli Tepe zu kommen. Schmidt spekuliert sogar angesichts bestimmter Reliefs nachvollziehbar über erste Schriftsymbole. (2008: 209f) Folgen wir ihm – für einen Moment – in der Vermutung, nicht kleiner Hackbau am Lager und dann am eigenen „Bauernhof“ sei der Keim des seßhaften Landbaus gewesen, sondern der habe sich aus der gemeinsamen Nutzung großer Wildgetreideflächen ergeben, aus einer Art Landschaftsmanagement,¹ wenn nicht die Versorgung der Bauleute den Landbau überhaupt habe entstehen lassen, dann sehen wir hier eine Häufung von Fähigkeiten und Entwicklungen, die ein entsprechend weit entwickeltes Wissen und Denken sichtbar machen (das durch Alkoholsucht mittels Bierbrauens kaum gestärkt wurde). Warum soll es eine „*jägerische Hochkultur*“² gewesen sein? (Hv. h.; Schmidt, 2008: 210) Eine solche Situation „schreit“ doch geradezu nach schon weitgehend verstätigten Lagern der Frauen in diesen Wiesen aus Wildgetreide (Paradies). In ihnen wird vor allem die Sprache um das jeweils nötige Quantum weiter entwickelt, weniger auf der Jagd oder bei der Waffenherstellung. Bei den Frauen lernen Kinder die Sprache; allerdings gibt es Hinweise auf frühe spezielle Frauensprachen, beispielsweise im Sumerischen. (Krecher in Zablocka, 1993) Die Initiation der Jungen zu Männern hätte damit eine zusätzliche Funktion: die Männersprache zu übernehmen, nachdem sie zuvor beide kannten, die Männersprache aber vielleicht noch nicht vollständig, wenn es gegenüber den Frauen geheime Teile gab. Eine Entwicklung mit einem so großen Sprung beginnen zu lassen, von der unmittelbaren „Hand in den Mund Nutzung“ des Wildgetreides hin zum kollektiven Landschaftsmanagement, scheint aber auch problematisch. Viele kleine Schritte – über einen Windschutz zur Hütte, über die Zufallsentdeckung wieder aufkeimender Pflanzen am Abfallplatz (Graebner) und so fort – sind auch für die Weiterentwicklung einer vollwertigen Sprache plausibler; die Geister/ GöttInnen mußten auch immer zustimmen.

Frauenmacht?

Es gibt bei rezenten Urvölkern reichlich Hinweise auf die generell nachrangige Position der Frauen gegenüber den Männern, die primär über Machtprozesse ihre Stellung stärken, wie wir noch sehen. Eindeutig scheint zu sein, beim Homo sapiens gab es keine evolutive Stufe (!) eines Matriarchats. Dennoch sind die Funktionen, die Frauen übernehmen, in Hinsicht auf die Entwicklung der Zivilisation besonders wichtig – wirken sie ein bißchen subversiv im Sinne von Nebenfolgen rationaler Handlungen? Viele Errungenschaften lassen sich nur schwer aus dem typischen Männerleben der Urzeit abgeleitet denken; dennoch werden Lebensmodelle meist nach ihnen bezeichnet. Das Frauenlager und die weibliche Arbeit sind Hort der frühen Zivilisierung und Seßhaftigkeit.² Deshalb gehe ich bei meiner abschließenden Spekulation unten, wie das Leben am Göbekli Tepe vielleicht ausgesehen haben mag, von einer relativ einflußreichen Position der Frauen vor (!) dem Tempelbau aus, ohne auch nur den geringsten Hinweis dafür zu haben, sie hätten möglicherweise in den Lagern tatsächlich das Sagen gehabt, weil viele Männer den Wohnplätzen oft lange Zeit zu Jagd und Krieg fern waren. (Harris, 1991, über die Irokesinnen)

In Ober-Mesopotamien scheint – wie in Südwest-Europas Höhlen oder unter Felsvorsprüngen – vor 12.000 Jahren eine relativ deutliche Seßhaftigkeit der

¹ Eine ganz andere Entwicklung sieht – streng „naturwissenschaftlich“ – Reichhoff (2008), der für die Frühzeit im wildreichen Afrika von Fleisch als Grundlage ausgeht. Er sieht Stufen der Evolution durch Wohlstand (nicht Mangel, wie es auch vertreten wird) entstehen. Die Seßhaftigkeit entwickelt sich beim ihm durch das frühe Bierbrauen aus Wildgetreide, das dann (als unintendierte Folge) den Ackerbau als Lebensweise hervorbrachte. Alkoholsucht als Basis der Zivilisation, ein typisch männlicher Gedanke, sie ließe sich auch als Hemmschuh begreifen. Über Arbeitsteilung und Geschlechterbeziehung verliert er kein Wort.

² Die berühmten Irokesinnen, denen „Haus und Hof“ eigen waren, und die die Männer in die Räte wählten, sind dennoch eine Sondererscheinung der Geschichte aus der Zeit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Amerika; auch wenn es solche Tendenzen ebenso andernorts gegeben hat. Vorausgegangen war für die indianische Bevölkerung Amerikas eine extreme Zeit jahrhunderterlanger Zerstörung, Unterdrückung und Desorientierung. Obendrein waren diese Völker in die Kriege der verschiedenen Eroberer eingepaßt worden, bevorzugt auch gegeneinander. Da waren die Krieger selten zu Hause, die Frauen hielten die Gruppen zusammen.

WildbeuterInnen in eher selten wechselnden Lagern vorstellbar, weil Nahrung in Form von Wildgetreide und Gazellen nach Schmidt reichlich vorhanden war. In denen bilden die Frauen mit den Kindern einen Kernbereich. Die Männer übernehmen die äußere Welt, jagen, verteidigen die Gruppe und fertigen ihre speziellen Werkzeuge/ Waffen. Die Frauen besitzen ihr Gerät und was sie im Lager und beim Sammeln erarbeiten, die Männer ebenso ihr eigenes Sammelgut, wohl auch die Jagdbeute, die aber oft den Frauen übergeben werden mußte. (Dux, 1997) Im Inneren entwickelt sich ein anderes soziales Gefüge zwischen Frauen und Kindern, aber auch Alten und Kranken, die erst mit relativ dauerhaften Lagern als Lebensmittelpunkt eine Überlebenschance bekommen, sofern sie nicht von den Göttern als „lebende Tote“ ausgestoßen werden, wenn und weil sie nicht mehr heilbar scheinen und dann einen mythischen Mangel aufweisen. (Lévy-Bruhl, 1959: 275) Und diverse Fertigkeiten werden entdeckt, wie vielleicht die Zubereitung von Nahrung, die roh oder nur einfach gekocht ungenießbar ist, wie Eicheln, die durch heiße Wasserbäder von herben Bestandteilen gereinigt werden können, und die es dort gab. (Uerpmann, 2007) Frauen erkunden die engere Umgebung zur Nahrungssuche und sammeln Kenntnisse über Pflanzen und Kräuter der Region. Dazu kommen unter anderem das Gerben und Nähen bis hin zum Hausbau,¹ der sich aus dem Errichten eines Windschutzes im Lager entfaltet; all dies erfordert eigenes Werkzeug, auch Steinwerkzeug, wie Schaber, Stichel und Klingen. Haben Frauen womöglich sogar frühe Schriftzeichen als Mittel im Haushalt entdeckt? Daß Landbau und Viehzucht von ihnen entwickelt wurde, gilt ohnehin als gesichert – bewiesen (und beweisbar?) scheint das nicht. Doch wer sollte sich sonst mit aufgegriffenen Jungtieren beschäftigt haben, mit denen die Domestizierung der Schafe in Ober-Mesopotamien begann? Wer sollte am Wildgetreide entdecken, wie aus Selbstaussaat gezielte Züchtung zu festeren Sorten entwickelt werden konnte, die die Körner weniger leicht verloren und deshalb besser zu ernten waren? Bereits vor der Domestikation entstehen im fruchtbaren Halbmond Schweifgebiete mit festen Zentren und ersten Friedhöfen. (Uerpmann, 2007)

Die Wahrscheinlichkeit, daß die Menschen in Kleinfamilien leben, ist sehr hoch; allerdings gibt es bei rezenten Urvölkern oft Polygynie, die Mehr-Frauen-Ehe, wie es bei manchen auch Frauentausch auf Zeit gibt. (Dux, 1997) Wie sich das am Göbekli Tepe real entwickelte ist kaum erschließbar. Eine solche mögliche Ausbildung des Kerns der Gruppe im Lager wäre in der idealisierten Form eines Typus² in der das nur sinnvoll zu behandeln ist, ein urwüchsig entstandener, ein organischer Prozeß, der weitgehend der Funktionalität folgt, wie sie sich primär aus der Mutter-Kind-Beziehung ergibt. Wie obskur seinerzeit auch immer dazu über die Welt gedacht/ geglaubt wurde. Und religiöse Ordnungen stellen wohl immer die Frauen zurück, scheinen nicht zuletzt gerade dazu erfunden, weshalb ich *nach* dem Bau des Tempels eine Gleichberechtigung der Geschlechter für unwahrscheinlich halte. Dabei haben die um den Lagerplatz herum Nahrung sammelnden Frauen oft mehr davon bereitgestellt als die nicht immer erfolgreichen Jäger.² Aus dem Typus wird dann allzuleicht eine evolutive Stufe relativer Frauenmacht, für die es Belege aber nicht gibt, so wohlwollend auch nachgesehen wird: die fortschrittliche Bewegung passiert hier und da in Zeit und Raum und überall in homöopathischen Dosen. Wieso es ein Rätsel sein soll, warum die Menschen sesshaft wurden, ist – zumindest aus Frauensicht – selbst ein Rätsel. Offenkundig gibt es den blinden Fleck in der männlichen Beobachtung bei rezenten Urvölkern und späteren Lebensformen.

Es scheint in den meisten halbwegs bekannten Urgemeinschaften typischerweise eine Trennung der Bereiche Inneres und Äußeres gegeben zu haben. Die Hinweise bei rezenten WildbeuterInnen auf eine gewisse Gleichberechtigung der Frauen sind zahlreich für den inneren Bereich, aber nur dort. Es entstanden schon früh Verwandtschaftsformen nach männlicher und nach weiblicher Linie nebeneinander. Graebner (1924) sieht bei den rezenten Urvölkern jeweils große Weltregionen als primär patri- oder matrilineare Zonen von eher Hirten- oder frühen oder späteren Landbauvölkern. Anstelle des Matriarchats hat es allerdings „*Matrifokalität*“ gegeben: die Frau steht im Fokus der Gemeinschaft, die

¹ Lévy-Bruhl schildert einen Fall bei den Betschuanas (Südafrika), bei dem ein Missionar ausgelacht wird, als er angesichts schwieriger Bauarbeit empfiehlt, den Hüttenbau durch die Männer machen zu lassen; (1959: 298) ähnlich Dux, 1997.

² Roaf verweist für Palästina der Zeit 11.000 - 9300 vC auf überwiegend vegetarische Ernährung. (1998: 29) Godelier schreibt zum Beispiel von den Mbuti-Pygmäen am Kongo, die Frauen sammelten mehr als die Hälfte der Nahrung; (1973: 69) ähnlich Dux (1997) für die wärmeren Gegenden, während im kalten Norden die Jagd die hauptsächlichsten Lebensmittel beibringe und Frauen fast rechtslos seien (extrem bei den Eskimos).

matrilinear *und* matriloal organisiert ist, der Mann zieht zur Frau, die also in der Gruppe (Gens) ihrer Mutter bleibt; ein guter Zusammenhalt für sie. Es ergibt sich eine halbwegs ausgeglichene Machtbalance zwischen den Geschlechtern.¹ Doch auch eine patrilinare Verwandtschaftsline – Frau zieht zur Schwiegermutter – muß nicht gleich in Männer-*Herrschaft* ausarten, die Frau nicht zur Sklavin werden, wenn es auch Völker gibt, die davon nicht weit entfernt sind. Für die patriarchalen städtischen Familienformen Mesopotamiens in Sumer/ Akkad (ab circa vor 6.000 Jahren) und Babyloniens (ab circa vor 4.000 Jahren) wird ebenfalls die Vormacht der Männer gezeigt, die formal eindeutig, aber im Alltag offenbar nicht extrem war; Frauen konnten Besitz haben und Geschäfte tätigen; (Hrouda, 2000; Jursa, 2004) eine Vergewaltigung war die Kränkung des Gatten und der Gesellschaft! (in Frankfort, 1954: 171) Auch frühe Mythen lesen sich in dieser Weise. Balz-Cochois sagt über die wichtige sumerisch-akkadischen Göttin Inanna/ Ishtar, die eine *Kriegerin* und *Hetäre* sei, auch eine „Zeitgenossin“ Gilgameschs war, sie ließe sich weniger als die „Große Mutter“ identifizieren, von der in einigen matriarchalen Thesen die Rede sei, sondern erscheine viel mehr als „Männergöttin“, wenn auch hochgeachtet. (1992)

Macht und Vorratshaltung

Dux hat die Macht als „*das schlechterdings konstitutive Organisationsmoment in der Gesellschaft*“ untersucht, um das Geschlechterverhältnis unter einem sozialen Grundprinzip zu analysieren, bevor es noch konkrete soziale Differenzierungen gab. (1997: 77) Er versteht darunter für unser Thema nicht besondere politische Macht, nicht Macht in Beziehung zur Herrschaft oder dergleichen weitergehende Vorstellung, womöglich als Menschenbild des: Jeder gegen Jeden, wogegen er sich ausdrücklich verwart. Sondern Macht entsteht erstmal durch alltägliches Handeln von Menschen in Bezug zu ihren Mitmenschen. Jedes menschliche Wesen – etwas weit verstanden schon Säuglinge beim ersten Schrei nach Nahrung – müsse sich darum kümmern, seine Interessen, oder sagen wir hier besser, seine Bedürfnisse, hinreichend durchzusetzen oder zur Geltung zu bringen, um genügend Lebensmittel zu erhalten, möglichst ein wenig mehr als das. Lebensmittel wiederum im weiten Sinn von Nahrung, Kleidung, menschlicher Wärme, Schutz. In einer sozialen Gruppe (wie bereits der tierischen Horde) gibt es diesbezüglich eine Konkurrenz. Wer sich nicht kümmert und/ oder sich meldet gerät in die Defensive, bekommt weniger als andere. Manchmal gehört schon früh auch etwas Kraft dazu, wenn das Händchen sich den Weg zum Brot im Gerangel bahnen muß. Macht wird so etwas wie das erste Movens sozialer Entwicklung; ich sage noch einmal: des Alltags. Und bald wird dieser Prozeß der gegenseitigen Machtsicherung zu einem bewußten Handeln als Schema auch zwischen den Geschlechtern, der nicht mehr nur „irgendwie passiert“, sondern reflektiert wird, etwa in Riten gegen die Frauen (Menstruation), aber auch in dem Sinn, andere zu unterstützen, auch „selbstlos“ im Sinne der Sippe. Grundlage der Sozialisation ist der zu lernende Umgang mit Macht. In den frühen Gemeinschaften und Gesellschaften ist Macht immer durch Werte legitimiert worden. Der heilige Schamane, der König von Gottes Gnaden. Dafür steht vor allem auch Religion.

Wenn ich für den Homo sapiens bereits früh eine relativ entwickelte Sozialstruktur für möglich halte, dann heißt das nicht, es habe nicht im kleineren regionalen Rahmen egalitäre Gemeinschaften gegeben, auch solche mit matrilinear Verwandschaftsfolge, aber nicht als evolutive Stufe einer Frauen-Herrschaft. Wenn überhaupt, waren fast immer nur die Männer egalitär. Die Khoisan und ! Kung der Kalahariwüste (Buschleute) gelten wie die Mbuti bis in unsere Zeit als solche einfachen egalitären Gruppen. Die Männer setzen trotzdem ihre Vorstellungen gegenüber Frauen notfalls heftig durch. (Dux, 1997:

¹ Ein *Matriarchat* (Frauen-Herrschaft) ist *erstens* etwas anderes als Matrifokalität, selbst wenn es nicht mit einem Patriarchat (Männer-*Herrschaft*) bei nur umgekehrten Herrschaftsverhältnissen gleichgesetzt wird. Und *zweitens* ist es noch nie und nirgends empirisch belegt. Matriarchat könnte wohl höchstens als herausgehobene Frauenmacht, wenn etwa nur Frauen als Schamanin und/ oder Häuptling wirken können, vorgestellt werden. Diese alten Begriffe kranken alle daran, für präzise soziologische Theorie nicht tauglich zu sein. Ich zweifle, ob der Herrschaftsbegriff überhaupt im Familienwesen oder im Geschlechterverhältnis noch sinnvoll verwendbar ist. Obwohl ein Patriarchat realer Herrschaft schon näher kommen kann (Harem? ein Gipfelpunkt sind die alten Griechen, die ihre Frauen ungefähr behandelten wie heute die Taliban). Es muß die wesentlichen Funktionen des Lebens, der Frauen, so etwas wie kolonialisieren; hinzu kommen Gewalt und Unterdrückung, selbst wenn diese sich nur langsam strukturell durchsetzen und dann – bald als *natürlich* geltend – sich dauerhaft das Machtverhältnis der Geschlechter verschob. Aus den bisher meist bemühten archäologischen Befunden sind matriarchale Perioden – anders als oft behauptet – bislang nicht ablesbar, meinen etwa Röder/ Hummel/ Kunz, (2001) besonders für Kretas Menoische Kultur und Çatal Hüyük, worin sie für letzteres neuerdings von Schmidt Unterstützung erfahren. (2008)

112ff) In der Ethnologie werden manchmal *egalitäre und nicht-egalitäre Wildbeuter-Gruppen* (oder Horden, ein Begriff, den ich aber für Tiere benutze), *Dorfgemeinschaften*, *Häuptlingsysteme* und *Staaten* unterschieden; hinzu kommen Zwischenstufen, beispielsweise Protostaaten. (Dux, 1997; Harris, 1991) Ein Verbund wie die Gentilgemeinschaft (aus mehreren Gentes/ Gruppen) kann vermutlich in dieser Weise weitgehend egalitär existieren. Wenn aber – wie bei den Irokesen, die in keiner solchen Betrachtung fehlen dürfen, deren Frauenmacht aber außergewöhnlich war (Morgan, 1877) – von den einzelnen Gruppen Abgesandte für höhere Gremien gewählt werden, gelten die offensichtlich als für den Job qualifiziert (nicht unbedingt: haben sich ! qualifiziert). Sie haben also Autorität gewonnen, so oder so. Für die damalige Zeit der Proto-Neolithisierung kommen drei Bereiche besonders in den Blick, in denen sie erworben wurde: Krieg, Nahrungsbeschaffung und Welterklärung. Möglich ist aber die ausdrückliche Bemühung um Ansehen, bei der Jagd oder beispielsweise über das Ausrichten von Festen; das Potlatch der Nord-West-Indianer ist wahrscheinlich der bekannteste Name dafür. (Josephy, 1998: 47) Ein solcher Prozeß könnte beginnen, in dem ein Jäger/ Krieger eine Gefolgschaft um sich sammelt, deren Mitglieder ihm gern zur Jagd oder zum Kriegszug folgen, weil er sich bewährt hat, mehr Beute heimbringt als andere. Ein anderer Weg ist das Sparen, um direkt ein Fest ausrichten zu können, dessen Sinn es ist, Güter umzuverteilen. Was selbst gespart wurde, kann durch Geschenke von Gefolgsleuten an den „Fonds“ des Initiators noch ergänzt werden. Möglich wäre auch, mit Hilfe einer eigenen großen Familie, vor allem mit mehreren (Ehe-) Frauen mehr zu produzieren als andere Familien. Diese Güter werden beim Fest gleichmäßig auch an jene verteilt, die nicht so erfolgreich sind. Wesentlich ist bald, eine Möglichkeit zur Lagerung der zu verteilenden Güter zu schaffen. Durch Umverteilungsfeste erwächst für den Initiator Ansehen, Autorität – und *Macht*. Besondere Bedeutung bekommen solche Verfahren, wenn sie helfen, Phasen schwieriger Nahrungsbeschaffung zu überbrücken, weil diese *Großen* des Stammes vorgesorgt haben.¹ Die Gefolgschaft erhöht nicht nur die Summe der Güter, sondern ermöglicht immer stärker auch direkte Machtausübung, weil eine starke Gruppe sich bildete. Die Gefolgschaft kann aber auch umschlagen von freiwilligen Geschenken an den „Fonds“ eines Großen hin zu erzwungenen Abgaben, zu Steuern an einen Häuptling. Unter anderem können wichtige Gegenstände gegeben werden, etwa gute Waffen, einfach nur Zierwerk, oder die Leistung wird durch hochwertigen Hausbau erbracht – auf eine denkbare Entstehung von Handwerk will ich verweisen. In der Folge hätten sich wahrscheinlich durch solches alltägliches Machtstreben, das zur individuellen Sicherung des eigenen Lebens selbstverständlich ist, soziale Unterschiede verstärkt, wenn auch vielleicht noch ohne (immer: institutionalisierte) Herrschaft. Frauen würden wahrscheinlich gegenüber den Männern weitgehend machtlos werden.² (Harris, 1991: 325ff) In den Außenbeziehungen sind sie es sowieso, da Männer fast immer ihre Macht schon auf den Boden stützen können, weil sie ihn erobern und sichern.³

Bei Vorratshaltung denken wir bezüglich der Kultgemeinschaft um den Göbekli Tepe sofort an Nevalı Çori – dort fanden sich neben der kleinen Kultanlage Häuser, die an Lager denken lassen, aber 1.000 Jahre später. An gebrannte Tontöpfe muß nicht schon gedacht werden, Gefäße ließen sich auch aus Stein herstellen, oder Räume mit Fußböden aus Steinplatten oder glattem Fels, Wände aus Stein oder Lehm errichten. Solange sie nicht gefunden sind, nützt allerdings diese Spekulation nichts. Was primär zu lagern war sind offensichtlich Fleisch, Felle, Knochen, Getreide und – Bier! Dietrich u. a. (2012) geben Hinweise auf Feste am Göbekli Tepe und diskutieren den Konsum von Bier aus Wildgetreide dort. Sechs große, bis 160 Liter fassende Steinbottiche wurden gefunden, wenn auch in etwas jüngeren Schichten (in Anlage F, Ebene II), doch es gäbe Fragmente solcher Gefäße in allen Straten. Die Kreisanlagen als Kneipen mit Priestern als Kellner kann ich mir wieder gut vorstellen (an „Vatertag“ zu denken reicht). Wir sehen also, es gibt Hinweise nicht nur auf soziale Konstellationen als Basis für einen solchen Bau, sondern auch Verfahren zur Ausbildung sozialer Differenzierung im angedeuteten Sinn in

¹ Solche Großen Männer werden in der Literatur manchmal von „Big men“ unterschieden. Es gibt unterschiedliche typische Formen ihres Vorkommens. (Godelier, 1987) Hier kann nur ein flüchtiger Eindruck vermittelt werden, um solche Möglichkeiten in die Steinzeit zurückzudenken.

² Harris beschreibt aber auch, wie durch die Abwesenheit der Jäger/ Krieger bei Gruppen, wie den Irokesen, sich die Macht der Frauen in den Siedlungen erhöhen konnte. (1991: 305)

³ Godelier (1987) hat bei den viel jüngeren Baruya Neuguineas ein ausgefeiltes System der institutionalen Zurücksetzung der Frauen beschrieben.

sehr einfachen Gemeinschaften, und das scheint direkt am Göbekli Tepe auch denkbar gewesen zu sein, wie empirisch abgesichert im Moment auch immer. Der Bau selbst demonstriert ja ziemlich deutlich so etwas wie Macht, wenn auch religiös verbrämt. Der Stamm, der diesen Kultbau errichtete, läßt sich also als Summe von kleinen Gruppen denken, die sozusagen als Kern einen Großen in ihren Reihen haben, selbst wenn der vielleicht noch kein institutionalisierter Häuptling ist, wohin eine solche Entwicklung allerdings drängt, die ebenso schon vorstellbar ist. Wahrscheinlich waren dort diese Männer gute Jäger, um die heftige Lust auf Fleisch in ihren Gruppen zu befriedigen, das zudem in jener Zeit die gehaltvollste Nahrung darstellte. Mit dem Hinweis auf (religiöse) Feste und Bier ist der Mechanismus hin zum sozial Großen ganz gut nachvollziehbar. Bier benötigt nur kurze Lagerhaltung in kleinen Mengen, und Fleisch scheint so reichhaltig vorgekommen zu sein, daß Lagerhaltung generell noch nicht nötig war, aber wohl oft aus großen Entfernungen in gehörigen Mengen herangebracht werden mußte, da bejagte Tiere in andere Gebiete ausweichen. Schmidt denkt an Gruppenjagd mit großen Fanganlagen aus Steinmauern. Wie weit Wildgetreide jahreszeitlich unabhängig zur Verfügung stand, überblicke ich noch nicht, wie damals konserviert wurde auch nicht.

Der prä-operationale Mensch

Welche sozialen Beziehungen hatten die Menschen am Göbekli Tepe, was konnten und wußten sie? Sind Forschungsergebnisse aus der (meist teilnehmenden) Beobachtung rezenter Urvölker aussagekräftig?¹ Ob diese Gruppen, die zum Teil in der zweiten Hälfte des 19. und meist in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschrieben wurden, (etwa Lévi-Strauss, 1973; Lévy-Bruhl, 1959; Graebner, 1924) so etwas wie eine direkte Fortsetzung jener ersten Urgemeinschaften vor der neolithischen Revolution, des Werdens der Dorfgemeinschaften sind? Nichts kann beweisen, daß solche rezenten Gruppen noch wie in der Steinzeit leben, selbst wenn es uns so vorkommt; die traditionale Logik belegt es nicht, die kommt noch heute vor. Aber es bleibt nichts anderes übrig, als auch nach plausiblen Analogien zu sehen. Lévi-Strauss (1973) berichtet von einer Reihe von Forschungen über das Vermögen des „wildes Denkens“ traditionaler Völker, die über das für sie Wichtige erhebliche und systematisierte Kenntnisse hätten (wobei zum Teil von den Männern und sogar Kindern die Rede ist; heißt bei ihm: nicht von Frauen). Mehrere hundert Namen von Pflanzen und Tieren seien oft als Grundwissen gefunden worden. Solche Klassifizierungen lassen sich jedoch wesentlich mit Hilfe eines guten Gedächtnisses formulieren, ohne operationales Denken im Sinne Piagets. Das sei ein großes Wissen mit dem Nutzen für den Alltag oder sogar für die Zucht. *„Der Mensch des Neolithikums oder der Urgeschichte ist also der Erbe einer langen wissenschaftlichen Tradition“*, sagt er sogar. Dabei sieht er zwei verschiedene Arten dieses wissenschaftlichen Denkens, eine, die der sinnlichen Intuition näher, („Bastler“) und eine – unsere –, die ihr ferner läge. („Wissenschaftler“; 1973: 27) Seine Folgerung ist auch: *„Wir beginnen erst langsam zu ahnen, daß frühere Beobachtungen, die man ebenso seltenen wie scharfsichtigen Forschern wie Cushing verdankt, keine außergewöhnlichen Fälle aufdecken, sondern daß sie auf Formen des Wissens und der Reflektion hinweisen, die in den sogenannten primitiven Gesellschaften außerordentlich verbreitet sind. Aufgrund dieser Tatsache muß sich das traditionelle Bild, das wir uns von dieser Primitivität gemacht haben, ändern. Niemals und nirgends war der ‚Wilde‘ wohl jenes Lebewesen, das, kaum dem tierischen Zustand entwachsen, noch der Herrschaft seiner Bedürfnisse und Instinkte ausgeliefert ist, wie man es sich allzuoft vorgestellt hat“*. (55) Bei der Beurteilung der Lebensweise ist aber deutlich *einerseits* die große Bedeutung von Geistern, Träumen, Göttern, Mythen im Leben früher Völker zu bedenken, die zu irrationalen Lebensvorstellungen führt, und *andererseits* die Fähigkeit der Individuen auch jener Urvölker zum Umgang mit diesen animistischen Systemen im Alltag. Lévy-Bruhl teilt diese Vorstellungen in drei Kategorien ein: 1. in die Geister, die natürliche Dinge beleben, Tiere, Pflanzen, unlebte Wesen (Flüsse, Felsen, Meer, Berge, von

¹ Diese Forschungen entsprachen oft nicht heutigen Ansprüchen. Eine dieser Forschungen untersucht zum Beispiel WildbeuterInnen, bei denen auf der Jagd neben Pfeil und Bogen 1940 schon Gewehre benutzt wurden. Von Bronislaw Malinowski, der als Begründer der Ethnologie gilt, erfahren wir zum Beispiel, er habe intensiv versucht, den Tobriandern – anstelle ihres Glaubens an Geistzeugung der Kinder – die wahre Ursache der Vaterschaft zu vermitteln; nebenbei hören wir von schon anwesenden Missionaren, denen das auch nicht gelungen sei, und auch von Weißen, die dort schon Vater wurden. Eine gestörte Probe? Wie soll erhoben werden, wie diese Leute denken, wenn sie dauernd bequatscht werden? Eine (Stich-) Probe ist die untersuchte Gruppe, eine gestörte Probe bringt ungültige Ergebnisse, sagt uns die soziologische Methodenlehre. (zum Beispiel Schnell, Methoden der empirischen Sozialforschung, München 2005)

Menschen hergestellte Gegenstände und so weiter), 2. Geister der Verstorbenen und 3. die Hexereien oder Zauberwerke, die aus Handlungen der Zauber herkommen. (1959: 44ff; bei L-B: 2. 1. 3.) In dieser Reihenfolge ließe sich an eine historische Folge denken, denn ab der Totengeister ist wohl eine Berücksichtigung *individueller* (!) Ahnen zu erkennen. Solche Zauber sind erstmal anonyme Kräfte, die Menschen gezielt gegen andere Menschen einsetzen, auch über Entfernungen, oder die von Menschen Besitz ergreifen, die von dieser Kraft nicht wissen. Schad-ZauberInnen sind nicht SchamanInnen. Sie sind in jedem Fall am besten zu töten, um weiteren Schaden abzuwehren. Aber mit ihnen wird auch nach Ursachen durch Handelnde, also innerhalb der Menschen gesucht, wenn auch der Beweis, jemand habe verzaubert, völlig irrational beziehungsweise ohne jede Beweiskraft in unserem Sinn erhoben wird, wie zu zeigen ist.

Um einen weitergehenden Eindruck von prä-operationalen Menschen zu bekommen, folgen noch einige Hinweise aus der Arbeit Lévy-Bruhls. (1959) Die von ihm ausgewerteten Berichte stammen oft von Missionaren, was sie als Quellen problematisch macht, wie er auch selbst sieht. Andererseits kommen sehr viele Berichte aus fast allen Teilen der Welt zusammen, so daß viele übereinstimmende Schilderungen über das Verhalten jener Leute eine gewisse Plausibilität enthalten. Leider wird nicht generell nach der Lebensweise unterschieden, es scheint aber meist von Dorfgemeinschaften mit Häuptlingen und SchamanInnen die Rede zu sein. Ich will diesen Band nur einmal willkürlich durchblättern, um ein paar Eindrücke zu vermitteln. Schon im Inhaltsverzeichnis betont Lévy-Bruhl, es sei nicht der Mangel an natürlichen Fähigkeiten Ursache der Abneigung der primitiven Mentalität gegen logische Denkopoperationen. Und er hebt das gute Gedächtnis hervor, das solche Menschen stets anstelle des Nachdenkens einzusetzen versuchten. (9) Es gäbe durchaus wissenschaftlich befähigte (!) Köpfe (5) und Kinder könnten, wenn sie beschult würden, ungefähr ebenso schnell und gut lernen wie Kinder unserer Länder. (9, 13) Es fehle aber weitgehend das Verständnis des Kausalzusammenhangs der Erscheinungen. (18) Vorstellungen beschränkten sich stets auf eine nur kleine Zahl von Gegenständen. Beim Eintreten eines Todesfalles gehen diese Menschen von einer Ursache aus, die im Geistigen liegt, weil also Zauber bestand, eine geheimnisvolle Macht. Und da sie schon wissen, daß dies so ist, komme es auf die genauere Todesursache nicht an, nicht einmal bei Altersschwäche. (20) Die Toten wurden von magischen Mächten verurteilt; schließlich gäbe es ja Menschen, die älter sind und noch leben. Ob konkret nun ein Blitz sie tötete, oder der Speer eines Feindes, andere sind nicht daran gestorben, also war im speziellen Fall eine magische Kraft am Werk. Es gibt keinen Zufall, keine Unfälle. Wenn die Lanze trifft, der Löwe zupackt, der Ast bricht und den Schädel zertrümmert, so war es bestimmt. Und gibt es offenkundig konkrete Urheber, so mußten die nicht unbedingt schuld sein, sie wurden vom Zauber benutzt, vielleicht ohne es zu wissen. (26) Ein ganzes Kapitel widmet Lévy-Bruhl Zaubern und Krokodilen. (33) Diese Tierchen sind harmlos, töten niemals Menschen – es sei denn sie seien verzaubert. Kommt es nach einer Beerdigung von XY zu einem heftigen Gewitter, wird ernsthaft davon ausgegangen, dies sei vom Geist des XY geschickt worden. (54) Ein Todesfall muß gerächt werden, wenn er durch Zauberkräfte anderer Menschen verursacht ist, was wohl meist angenommen wird. Es seien fast immer Todesfälle, die Kriege gegen Nachbarstämme verursachen, um den tödenden Zauber zu vernichten und dessen ganze Verwandtschaft, heißt es mal für ein Volk. (57f) Daß Träume als Realität gesehen werden, erwähnte ich schon. Als ein Häuptling zwei oder drei mal von einem Mann träumte, ließ er ihn töten, weil er darin eine Bedrohung durch Zauberei sah. (91) Sehr wichtig sind auch die Vorzeichen, die oft von Vögeln angezeigt werden (wie bei uns die schwarze Katze von links). Das Vorzeichen ist nicht ein einfaches Zeichen, schreibt Lévy-Bruhl, es ist zugleich eine Ursache, oder um es besser zu sagen, diese Geistesart der Leute unterscheidet nicht zwischen Zeichen und Ursache. (Identität; 118) Problematisch ist auch eine besondere Fähigkeit. Heilt eine Frau gut Krankheiten, wird sie bald verdächtigt, diese auch zu verursachen, woher sollte sie sonst so gut über sie Bescheid wissen. (120) Fischen zwei Freunde am gleichen Ort und einer fängt deutlich mehr, könnte die Anklage der Zauberei folgen. Kinder, die mit den Beinen vorab aus dem Mutterleib kommen, werden getötet, ebenso solche, die zuerst oben Zähne bekommen. (131ff) Es geht nicht um einen körperlichen, sondern um den mystischen Mangel, der sich in der Anomalie ausdrückt. (139) Abweichung (Neuerung) ist immer gefährlich. Bei Weissagungen und Befragungen der Geister wird oft der Schädel eines Ahnen befragt, weil der als Teil für den ganzen Ahnen steht. (161) So etwas wird auch bei den steinzeitlichen Schädelbestattungen und

der Nachbildung des Gesichts mit Gips und Muscheln eine Rolle gespielt haben, die am Fundort Jericho und schon viel früher an anderen Stätten ausgegraben wurden.

Sehr verarbeitet war die Ordalie, die nicht im engeren Sinn als Gottesurteil, Urteil Gottes, verstehbar ist, (226) sondern eher als Aufzeigen von Verlierer oder Gewinner. (211) Wer der Zauberei verdächtigt wird, und alle können diesen Verdacht aussprechen, hat dann beispielsweise eine Gifttinktur zu trinken, die stark oder schwach zubereitet werden kann. Erbricht sich der Mensch ist er unschuldig, stirbt er, oder wird im zweiten Fall nur vorübergehend gelähmt, ist er schuldig. Die Ordalie wird gern auf sich genommen, das Vertrauen scheint grenzenlos. Sie soll auch das böse Prinzip bekämpfen und wird dazu auch vor einer beschlossenen Hinrichtung ausgeübt. (216) Auch die Beschuldigten akzeptieren sie offenbar; sie wußten dann nichts von dem Zauber, der sie ergriffen hatte. (224) Ist der Verdächtige nicht greifbar, kommt auch ein Bruder oder anderer Verwandte für die Probe in Frage. (234; wie bei Blutrache) Solche Verfahren sind also reine Willkür, so wie noch bei den Germanen Recht durch Zweikampf gesprochen wurde; wer gewinnt gewinnt den Prozeß. (235) Auch das Tauchen einer Hand in kochendes Wasser ohne entstehende Verletzung kann Unschuld beweisen. Allerdings scheinen Ordalien nur bei entwickelten Häuptlinggesellschaften beobachtet worden zu sein, nicht in einfacheren Gemeinschaften. (232)

Krieg spielt in solchen Gemeinschaften eine große Rolle, nicht als Feldschlacht, sondern aus dem Hinterhalt, um zum Beispiel etwas zu rächen. Eine weitere Fragestellung ist die nach kriegerischer Entwicklung, wenn Lebensräume sich ändern und Wanderungen beginnen; ausgehend vielleicht von den Pyrenäen nach dem Abklingen der Eiszeit. Ließe sich in solchen Szenarien daran denken, den Göbekli Tepe für einen Schutzbau gegen Feinde zu halten? Eher nicht. Es bedürfte innen Aufschüttungen vor den Mauern, um mit Pfeilen und Speeren Gegner abzuwehren (Schmidt zeigt Feuersteinspitzen aus jener Zeit). Dagegen spricht aber vor allem Anlage C, die mehrere Außenmauerringe aufweist. Zögen sich Verteidiger von der äußersten Mauer ins Innere zurück, könnten Angreifer nun von den Mauern aus von oben nach innen agieren. Kamen fremde Gruppen mit ganz anderen Vorstellungen über die Welt in die Gegend, die berüchtigten IndoeuropäerInnen vielleicht früher als gedacht, oder andere mit gewissen Kenntnissen der frühen Landnutzung, die sie aus den Weiten der russischen Steppen mitbrachten, in denen winterliche Vorratshaltung einen eigenen Stellenwert hatte? Solche Kenntnisse, die die Einheimischen in Ober-Mesopotamien noch nicht haben, weil es so paradiesisch ist an diesem Berg? Hinweise gibt es bisher nicht. Warum sollten sie ihr Leben ändern? Oder kamen Gruppen aus dem Nahen Osten, als es wärmer wurde? Beides scheint möglich. (Hamel, 2007: 401, 415ff)

Bleiben wir der inneren Metamorphose der Bevölkerung um den Kultbau herum auf der Spur. Gute Lebensbedingungen bringen allzuleicht Männer mit zuviel freier Zeit hervor, eher kriegerische Männer – Helden! Doch dafür braucht es Gegner, die in nachbarschaftlichen Sippen/ Stämmen leicht zu finden sind, wenn es nicht schon eine große soziale Organisation gibt, wie eine Kultgemeinschaft, die Schmidt um den Tempel herum annimmt. Dann leben die Gegner wenigstens für die meisten Leute ein gutes Stück entfernt: außen. Der Tempel weist mit seiner symbolischen Macht weit über das Land hinaus mögliche Gegner in ihre Schranken; auch Schmidt sieht diese denkbare Funktion. (2008: 145) Aus drohenden Angriffen heraus können ebenso Eliten entstehen, wie aus einem Handel, vielleicht mit vulkanischen Steinen und daraus gefertigten Werkzeugen. War Voraussetzung für eine großflächige „Agrarwirtschaft“, wie Schmidt sie vermutet, die Herrschaft über genügend (Zwangs-) ArbeiterInnen, sei es aus dem eigenen Stamm, oder gab es SklavInnen? Die bringen für ihre Herren Nutzen, wenn sie Überschüsse erwirtschaften können, wie es am Göbekli Tepe vorstellbar scheint; die einen sammeln dann für die anderen, die bauen. Gehen wir aber von einem Stamm mit um die 1.000 Menschen nur aus, scheinen viele Sklaven nicht wahrscheinlich zu sein. Allerdings wären Gefangene, die am Leben gelassen werden, wiederum denkbar. Eine Flucht zurück ist meist nicht möglich, weil die Gefangennahme im ursprünglichen Stamm als mythisches Zeichen, als böser Zauber verstanden worden wäre, der an den Betroffenen haften bliebe und eine Rückkehr verböte.

Kriegsvermeidung – Handel

Die Überschrift dieses Abschnitts soll *nicht* als: Kriegsvermeidung *durch* (!) Handel gelesen werden. Das spielt zwar hinein, es geht mir aber darum, zwei ganz unterschiedliche Themen illustrativ zu nutzen, um spezielle Bereiche möglicher

Lebensbedingungen neolithischer Völker aufzuzeigen (und beide stammen aus verschiedenen Aufsätzen eines Bandes von Godelier, 1973). Es gibt auch Völker, die Krieg ausdrücklich unterbinden, beispielsweise die *Mbuti* (auch: BaMbuti). Das sind Pygmäen im Kongo-Urwald. Sie sind „Sammler und Jäger“, die mit Bogen und Netz jagen. (69ff; mit Turnbull) Ich stelle sie auch deshalb etwas ausführlicher vor, weil es sich bei ihnen um eine sehr einfache Lebensform handelt; sie mögen als mögliche Vorbilder für das Leben am Göbekli Tepe einen Pol der denkbaren Gruppenstruktur bilden. Bei ihnen gibt es keinen Häuptling, sondern das Palaver, Versuche einzelner Männer, sich beispielsweise wegen erfolgreicher Jagd als Großer zu profilieren, werden durch Spott und Bloßstellung untergraben. Männer genießen eine größere Autorität als Frauen. (dazu Dux, 1997: 106ff) In jeder Gruppe findet sich ein Narr oder eine Närrin, die Konflikte entspannen. Das Netz bekommen die künftigen Jäger von Mutter und Mutterbruder bei der Hochzeit; das verweist auf matrilineare Vorstellungen, die aber wohl keine große Rolle spielten. Es gibt gemeinschaftliche Jagden, bei denen die Jäger ihre Netze im Halbkreis spannen, junge Männer und Frauen (!) treiben die Tiere in deren Richtung. Bei der typischen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern tragen Frauen mit dem Sammeln mehr als die Hälfte der Nahrungsmittel bei. Jeden Monat (!) wird das Lager, für das die Frauen einfache Hütten bauen, gewechselt, die Gruppe bleibt aber im von anderen Gruppen anerkannten Territorium. Hochzeiten sind exogam, in die (sozial nahen) Gruppe der Mutter und der Mutter des Vaters ist sie nicht möglich. Es wird Frauentausch praktiziert. Primär gilt es diesen Menschen, ihren Stamm, die Mbuti als solche zu fördern, auch die einzelnen Gruppen, nicht aber Familien oder Individuen. Hexenwesen ist unbekannt, wie Godelier schreibt, also gibt es keinen Schad-Zauber, wie er bei den benachbarten Bantu besteht, ein Agrarvolk. In zwei Fällen gibt es repressive Gewalt: wenn ein Jäger sein Netz in bevorzugter Position vor den anderen aufspannt, und wenn jemand bei den Feiern zugunsten des Waldes einschläft; sie werden waffenlos im Wald zurückgelassen oder direkt getötet, weil sie die innere Solidarität brachen und die Reproduktion des Volkes gefährden. Die Gruppen bestehen aus sieben bis 30 Familien von Jägern; mit weniger als sieben Netzen ist die Jagd wirkungslos, bei mehr als 30 Jägern findet sich zu wenig Wild. Godelier sieht drei Zwänge die Gruppen formen: die Zerstreuung der Jägergruppen, um genügend Wild zu finden, die Kooperation der Individuen und die Fluktuation zur Nichtgeschlossenheit, um mit den Gruppengrößen flexibel auf die Situationen zu reagieren. Schon deshalb sei Krieg inakzeptabel, weil dadurch das Volk gefährdet würde. Zu den benachbarten Bantu gibt es offenbar sowohl Spannungen als auch Handel.

Die religiösen Vorstellungen scheinen recht simpel zu sein.¹ Der Wald ist Gott, ist „Alles“ für die Mbuti; ich überblicke im Moment nicht, ob es überhaupt die dem Animismus typische Vielfalt von Geistern gibt? Es wäre verständlich, wenn nicht, wenn der Wald als eine große Hülle verstanden wäre, in dem diese Menschen lebten, ganz anders als von einem heiligen Berg in die Ebene zu blicken. Möglicherweise ist Wald als „Person“ so eine alles durchdringende religiöse Kraft, von der wir schon sprachen. Der Tod kommt über Mensch und Tier, wenn der Wald eingeschlafen ist. Eins der beiden Feste, die die Mbuti feiern, ist eine Mädchen-Initiation, *Elima*, das andere ist das *Molimo*, um den Wald wachzuhalten. Nicht die Jäger bringen das Wild, nicht die Frauen (und Männer) das Sammelgut, sondern der Wald. Beim *Molimo* wird besonders intensiv Jagd betrieben, gegessen, getanzt und gesungen – und im falschen Moment einzuschlafen und den Wald nicht durch Gesang mit neu zu erwecken ist Verrat!

Zum Handel. Ich hielt es oben für möglich, es könne am Göbekli Tepe durch Handel von Feuerstein oder Obsidian, vielleicht sogar Werkzeug/ Waffen daraus, zu sozialen Unterschieden gekommen sein, sei es über den Prozeß der Großen Männer oder wie auch immer. Mit einem Versuch, den Salzhandel der *Baruya* in Neuguinea in der Form der neolithischen Zeit zu rekonstruieren, skizziert Godelier eine Form es Handels, wie er auch viel früher und anderswo denkbar scheint. (1973: 207ff; 1987) Dieses Volk umfaßt etwa 2.000 Personen, lebte vor der Entdeckung 1951 zum Teil in Frieden mit den Nachbarn, zum Teil auch nicht, es ist aber auch durch Friedensverträge mit Nachbarn verbunden. Die *Baruya* sind ein Gartenbauvolk, das vor allem Süßkartoffeln anbaut, die die Portugiesen im 16. Jahrhundert einführten, und eben auch Salzpflanzen; dazu werden Schweine

¹ Mir geht es nicht darum, den Gedanken der Evolution in der Art einzubringen: „frühes“ Volk (wie Mbuti oder auch die verwandten Khoisan) gleich schlichte Geistesverfassung, die natürlich auch zu beobachten ist. Wichtiger ist die konkrete Feststellung, warum und wie etwas entstand. Der Ur-Wald als „Körper“ mag hier eine besondere Rolle spielen.

gehalten. Es ist also seßhaft (Brandrodung), aber sozial ein „häuptlingloser Stamm“ aus 15 patrilinearen Clans mit besonderer Bedeutung angesehener Großer Männer, die nicht auf ökonomischer Macht sich stützen. Manches der Lebensweise ist der der Mbuti ähnlich und für den Göbekli Tepe denkbar, auch wenn wir dort Landbau ausschließen. Es geht hier ja um ein Beispiel für frühen Handel, dessen Struktur sich als ziemlich vielschichtig zeigt. Salz wird aus Pflanzen gewonnen, die verbrannt, einige Zeit gelagert und bearbeitet werden, ein komplexer Prozeß, der hier nicht von Interesse ist, aber ein Vorgang, wie er den Menschen am Göbekli Tepe analog zugetraut werden könnte.¹ Salzbarren werden primär produziert, um Umhänge, Steinäxte (später: Metalläxte) oder auch bunte Vogelfedern und einiges mehr einzutauschen, die nicht im eigenen Land hergestellt oder gefunden werden können; Umhänge entstehen aus Borke in einem eher noch zeitaufwendigeren Prozeß unten in den Tälern, deren Ebene die Baruya bewohnen, auf der solche Bäume nicht gedeihen. Steine für die Äxte werden von der Küste besorgt. So entstehen viele Kontakte über die eigenen Grenzen hinaus, wie immer die festgelegt waren. Zielgerichtete Handelswege müssen entwickelt und gepflegt werden, da Autarkie für diese gewählte Lebensweise nicht möglich ist. Nicht Arbeitszeit ist das Maß für den Handel – die Baruya finden, sie gewannen bei ihm –, sondern eine bestimmte Wertschätzung der entsprechenden Dinge, die eingetauscht werden, was natürlich auf Gegenseitigkeit beruhen muß. Das gilt nebenbei bemerkt auch für andere Handelsformen in rezenten Urgemeinschaften, auf die Godelier beispielhaft verweist, wenn Perlenschnüre, Delphinzähne, Mühlsteine oder die vielzitierten Kaurimuscheln über zum Teil große Entfernungen und selbst mittels Seereisen ausgetauscht werden. Das paßt zum Handel, wie er mit Bernstein, Obsidian und anderen Dingen aus viel früherer Zeit zwischen den Pyrenäen und Sibirien gefunden ist. Und ein solcher Handel, der gezielt entwickelt wird, ist denkbar für die Region um den Göbekli Tepe vor 12.000 Jahren, ob es ihn dort tatsächlich gab, ist offen. Es hat offenbar einen Handelsweg vom Roten Meer nach Anatolien gegeben. (in Burenhult, 2004: 236)

Gentilgemeinschaft?

Wenn ich an die fast untergegangene Geschichte des Amerika vor Kolumbus denke, wo lange die ausgeprägten landwirtschaftlichen Kulturen mit ihren großen Erdbauwerken (Mounds) am Amazonas und am Mississippi „übersehen“ wurden, (Mann, 2005; Josephy, 1998) frage ich mich, ob nicht auch vor der Zeit des Kultbaus am Göbekli Tepe dort eine noch nicht entdeckte Kultur bestehen konnte; eine nicht entdeckbare vielleicht, weil alle Spuren verweht sind. Für wen standen die neuen Gottheiten, welche Realität bildeten sie ab? Wenn es eine Revolution gab, müßten wohl solche Gruppen, die anfangen sich seßhaft niederzulassen, die Revolution gemacht, sich dagegen gewehrt haben, daß andere auf ihren Feldern trotzdem ernten wollten, gegen solche also, die diese Neuerung für dämonischen Zauber hielten und den alten Geistern Genugtuung erhalten wollten. Revolutionen wollen üblicherweise die Herrschaft verbreitern, sie auf mehr Schultern verteilen, und zugleich die die Revolution tragende „Masse“ wieder zurückdrängen. Wie ist der Zusammenhang mit der neolithischen Revolution im Sinne einer langsamen strukturalen Veränderung zu denken, wie Childe sie sah? Der Wandel erscheint angesichts der riesigen Flächen von Wildgetreide und großen Gazellenherden, von denen bei Schmidt die Rede ist, doch eher als langsamer Übergang; warum sollte Streit dort entstehen? Mußten also entstehende Dorffelder dem Einfluß von SammlerInnen und Jägern entzogen werden, die auch ernten wollen, wo sie nicht säten? Weil das Wachsen doch von Geistern und nicht von Bauern erzeugt wurde? Warum Kämpfe um die neue seßhafte Lebensweise, wenn noch alle Menschen oder Familien in ihren Stämmen autonom waren, tun und lassen konnten, was sie wollten, gehen konnten oder bleiben? Das kann bei schlichten WildbeuterInnen erwartet werden. Zumal es auf der Ebene des Göbekli Tepe genug Platz gab, um reichlich Nahrung zu haben? Unterjochten die Jäger-Krieger die Bauern? Forderten sie Tribut als Entschädigung für die verlorenen Flächen? Wer weiß. Das scheinen jedoch alles Problemstellungen zu sein, die denkbar und zu prüfen sind.

In einer freien Gemeinschaft einen solchen Aufwand nur für relativ diffuse geistige Mächte der Natur und an sie angepaßte Magie zu treiben, ist schwer vorstellbar – ein Tempel des Donners? Eher nicht, oder? Wie sollte mit jenen frühen Geistern kommuniziert werden, es bedurfte ja nicht nur des Gebets für oder zum Schutz vor etwas;

¹ Schon Neandertaler konnten beispielsweise Birkenpech als Kleber herstellen, wozu mehr nötig ist als etwas auszukochen, um es dickflüssiger zu machen. Ich erinnere an den Prozeß, Eicheln zur Nahrung zu machen.

hier waren konkrete Zustimmungen nötig: vom Steingeist zum Zerschlagen des Felsens, vom Grasegeist zum Zupflastern von Räumen... Da sind ein paar Kommandos und klare Antworten von GöttInnen und Häuptlingen oder sogar Priesterkönigen doch plausibler. Die Existenz von Königen würde womöglich Herrschaft sogar über fremde Stämme bedeuten, oder aber einen Stammesbund, der ebenso egalitär vorstellbar ist. Für den Bau eines solchen Kultbaus, wenn er freiwillig geschah, ist jedenfalls nicht nur eine große, sondern auch verbundene Bevölkerung erwartbar, eine Kultgemeinschaft mit sozialer Organisation. Mit einer Organisierung wie bei den Mbuti scheint eine solche Leistung eher nicht denkbar.

Welche Gemeinschaft konnte den Kultbau am Göbekli Tepe errichten? Nur hier und da – so eine Lesart – gab es neben erstem Landbau saisonale Rundhütten, die in den Boden eingelassen und mit einem Windschutz oder Dach aus Strauchwerk und Fellen versehen sind, noch keine dauerhaften Gehöfte oder Dörfer. Doch dann bauen diese Menschen urplötzlich ein für jene Zeit riesiges Heiligtum, so scheint es, ohne einen Nutzen zum materiellen Alltagsleben. Um die 1.000 Jahre später entstand mit Nevalı Çori ein einzelner Tempelraum, von denen es am Göbekli Tepe in der ältesten Grabungsschicht (bisher) vier gibt; ob die gleichzeitig bestanden ist unklar. Dort, an einem Nebenfluß des Euphrats, waren weitere Gebäude entstanden; ob ein richtiges Dorf oder eher ein Kultbau mit zusätzlichen Bauten, wie Wohnraum für PriesterInnen und/ oder Lagerhäusern, scheint beim nun im Atatürk-Stausee versunkenen Ort nicht geklärt. Mich würde nicht wundern, wenn ähnliches noch im Schutt des Göbekli Tepe ans Licht käme. Nur das fehlende Wasser läßt Zweifel zurück; es gibt aber viele Stellen in der Welt, wo Frauen und Mädchen täglich stundenlang Wasser holen gehen, weil dessen Fundplätze nicht gut zu bewohnen sind. Für die Aufgabe Çatal Hüyüks wird angenommen, das könnte mit einer schlechten Lage zu dicht am Wasser und mit Malaria zu tun gehabt haben. Welche Organisationsform ist für einen Großbau denkbar? Für jene frühe Zeit vor 12.000 Jahren und noch ein gutes Stück zurück die Existenz einer zumindest rudimentären *Gentilgemeinschaft* als soziale Organisation zu unterstellen, wie sie Morgan am Beispiel der Irokesen beschreibt, ist vorstellbar; er nimmt die Entstehung der Gentes zur Zeit der Erfindung der Töpferei an. (1877) Gentes (singular: Gens) sind soziale Gruppen in einer Gentilgemeinschaft eines Stammes; wie immer sie bezeichnet werden mag. Am Göbekli Tepe gibt es noch keine Keramik-Scherben, aber in Nevalı Çori wurden 700 kleine Tonfiguren ausgegraben; davon 30 Tierdarstellungen, sonst zur Hälfte nackte Frauen und Männer mit Schurz. (Zick, 2008) Andersrum läßt sich diese große Kultanlage als Hinweis darauf deuten, es *müsse* (!) irgendeine Form sozialer Organisation gegeben haben; von nur einer kleinen Gruppe, oder durch ein hin und wieder mal Steine aufhäufen beim Vorbeiziehen der Gruppen war die Aufgabe kaum zu leisten. Und die Bildhauer arbeiten nur halbtags, nach dem Jagen? Eher nicht. Diese Gruppen entwickelten vielleicht – nach „familialen“ Vorformen – in Jahrtausenden die sozial strukturierte Gens. Zuvor wurde eine Gruppe möglicherweise in zwei Hälften klassifiziert; die einfache Teilung in zwei nur nominelle Untergruppen einer Einheit als soziale Ordnung scheint häufig zu sein. Die Menschen folgen vorerst nur der Gewohnheit der Gruppe, in die hinein sie geboren werden, in diese Sippe, die sie zuerst nicht wie von außen auf sie sehend reflektieren. Grönbech (1954) zeigt noch für die Germanen um 1.000 nC die Verwandtschaft/ Sippe als organisches Ganzes auf, aus dem Einzelne sich faktisch nicht zu lösen vermochten. Wird die Gens zu groß, entsteht durch Teilung eine weitere, die nun beide kommunizieren und eine exogene Heirat vereinbaren können, die die Gruppen auch zukünftig verwandtschaftlich verbindet, sofern sie regional nebeneinander genug Nahrung finden – was am Göbekli Tepe offenbar der Fall war – und einen gemeinsamen Dialekt beibehalten. Alle Erwachsenen sind vorerst autonom, Mehrheitsentscheidungen können von ihnen noch nicht gedacht werden. Wer in den Krieg ziehen will, sucht sich eine Gruppe zusammen und zieht los, um mit Heldentaten Ansehen und Macht zu erwerben.

In den ersten Mythen Sumers sitzen in den Götterversammlungen Jahrtausende nach dem Göbekli Tepe noch Gleiche zusammen. (in Grimal, 1977-1: 87) Ein Obergott, der dort auch schon sichtbar wird, ist nicht so eindeutig der Boß, wie dann in Babylon Marduk und bei den Griechen Gottvater Zeus. Eine Gentilgemeinschaft wäre eine soziale Struktur, in der SprecherInnen existierten, die die Kontakte zu den anderen Gruppen des Stammes in Räten übernehmen; sind sie zugleich SchamanInnen? Von einzelnen dörflichen SchamanInnen ist in den Berichten über rezente Urvölker häufig (sinngemäß) die Rede, aber wie koordinieren die sich in Sachen der Geister und vielleicht schon

Götterkonstruktionen auf der Hochebene am Göbekli Tepe; beim Jahrestreffen der Arbeitsgruppe Animismus? Da bei der Errichtung des Kultbaus von weitgehender Arbeitsteilung auszugehen ist, wir von Dux über die Machtproblematik – besonders hinsichtlich der Geschlechter – hörten, so legen auch diese Thesen und Kenntnisse nahe, bereits eine gewisse soziale Schichtung anzunehmen. Wir haben Oberhäupter und/ oder SchamanInnen oder schon PriesterInnen. Am Göbekli Tepe kommen *Baumeister* hinzu, die die Anlage planen und umsetzen; Frauen, wenn die auch die Erfahrung mit den Hütten entwickelten, kann ich mir nicht vorstellen. Wahrscheinlich wurden Modelle als Entwurf gebaut; in Nevalı Çori fanden sich entsprechende kleine T-Pfeiler und in Çayönü wurde ein Hausmodell aus Ton geborgen. (Schmidt, 2008: 80, 106) Die Baumeister könnten zugleich die Bildhauer gewesen sein, wie es in der Gotik bei den großen Domen vorkam; Künstler galten noch bis ins Mittelalter als Genies (Heilige), die deshalb Göttliches schaffen konnten und *durften*! War dieser Ort schon zuvor ein (heiliges) Zentrum periodischer Treffen? Hübner spricht für die Griechen von solchen numinosen Orten und Hainen. In den Gentilgemeinschaften aus mehreren Gentes entstehen frühe organisatorische Institutionen. Eine durch Einstimmigkeit bestimmte Führungsfigur hat noch keine Vorrechte, sie ist ausführendes Organ, kann abgewählt werden. Selbst wenn es vielleicht zuerst vorkam, Frauen zu wählen, wird wahrscheinlich von den Frauen (und vielleicht auch Männern) für Aufgaben besonderer Art, die Bedeutung für die äußere Situation der Gentes haben, ein Mann bestimmt werden, schließen wir aus sehr viel späterer Zeit (Irokesen). Nach weiteren Teilungen werden die Gentes unübersichtlich, bei großen Stämmen wird vielleicht eine Unterteilung in zwei höhere Gruppierungen vorgenommen, die bei Morgan (mit den Griechen) Phratrien heißen, eventuell wieder mit exogamer „Heiratsordnung“. Zu jeder Phratric gehört dann die Hälfte der Gentes. Ihre Summe bildet den Stamm, der sich gegebenenfalls mit anderen gleichsprachigen Stämmen zu einem Bund vereinigt. In alle Räte dieser Organisierung werden von den älteren Frauen der einzelnen Gens ihre – auf Lebenszeit bestimmten, aber dennoch abwählbaren – Vorleute geschickt, die jedoch von der höheren Ebene des Rats, in den sie entsandt werden, anerkannt und ins Amt eingesetzt werden müssen. So entstehen gegenseitig abhängige *funktionale* Strukturen, in denen einzelne Personen kaum Führungsansprüche entwickeln können. Das wäre eine Möglichkeit sozialer Organisierung auch schon im Ober-Mesopotamien der Steinzeit. Bei matrilinear Struktur kann dann nicht einmal der biologisch eigene Sohn eines Mannes zum erblichen Nachfolger in der Gens werden, sondern nur ein Bruder oder Neffe im damaligen Verständnis. Diese Gentilverfassung kann also erst einmal ein persönlicher Zusammenschluß noch gleichberechtigter Menschen sein, bevor sich über die Großen langsam soziale Differenzierungen entwickeln. Sie ergibt sich funktional aus dem Gruppenleben, so daß leicht vorstellbar ist, sie sei bereits lange vorm Entstehen der dörflichen Agrargemeinschaft verbreitete Praxis gewesen, sicher zuerst viel weniger formal strukturiert. Große Regionen konnten auf diese Weise gemeinsam, ohne permanenten Kriegszustand aller gegen alle, besetzt – wenn auch wohl nicht „besessen“ – werden; Fremde bedurften wahrscheinlich der Durchzugsgenehmigung (Khoisan). Gemeinsame Aufgaben, wie die Großjagd auf Gazellen und die Errichtung von Schutzmauern vor Beständen des Wildgetreides, scheinen mit solcher Organisierung gut lösbar – wenn es sie denn gab. Aber mit der langsamen Entwicklung zur Institution des Häuptlings und wahrscheinlich zuvor die der SchamanInnen entstehen auch neue, zuerst informelle Machtpositionen, selbst wenn noch nicht Herrschaft daraus sich bildet. Der Übergang von der matriarchalen zur patriarchalen Linie wäre dann übrigens, wie Morgan betont, (1877: 58) einfach per Beschluß für die folgende Zeit bestimmbar gewesen (anlässlich der Einweihung des Tempels?). Auch wachsendes persönliches Eigentum einiger Männer kann ein wichtiges Motiv zur Durchsetzung einer patriarchalen Organisation sein. Vielweiberei besteht meist zugunsten älterer Männer, benötigt aber eine Machtbasis und -ideologie. Ebenso kommt der Wunsch der direkten Vererbung auf die eigenen Söhne in Frage – für manche rezenten Urvölker belegt –, die bei Matrilinearität einer anderen Gens zugehörig sind. Gab es am Göbekli Tepe einen solchen Beschluß, einen Häuptling für die besondere Bau-Aufgabe zu bestimmen, oder eine Gruppe? Hatten sich Männer als Schamanen, deren Existenz als Gruppe auch Schmidt für wahrscheinlich hält, (197) einen absoluten Herrschaftsanspruch mit Hilfe der den Kultbau fördernden Götter erobert, die aus eher vagen Geistern entstanden waren und nun in mächtigen T-Pfeilern real werden sollten? Im viel späteren Alten Testament (800 - 200 vC entstanden) gibt es Hinweise auf solche Prozesse: der

charismatische Moses, der donnernde Gott Jahwe mit seinem präzisen Plan für den verlangten Tempelbau, die Stiftshütte. (2. Mose 25 - 40) Aber vor 12.000 Jahren?

Bautechnik

Die zu lösende technische Bau-Aufgabe bei diesem Kultbau in Ober-Mesopotamien war nicht so „sensationell“ wie dann das Betrachten und Empfinden durch jene, die das Bauen nicht erlebten, und sofern ich richtig damit liege, Gebäude seien dort bereits bekannt gewesen. Viel aufregender ist der Beschluß, diese Aufgabe anzugehen und zu vollenden. Sie bestand vor allem darin, die abstrakt menschlich gestalteten Göttersymbole, (Schmidt, 2008: 220) die Pfeiler mit den T-Köpfen herzustellen und vor allem, sie zu transportieren und aufzustellen. Richten wir unser Augenmerk dabei nicht gleich auf 200 T-Pfeiler, sondern nur auf einen solchen Rundbau der untersten Grabungsschicht. Schmidt zeigt einen unfertig gebliebenen Pfeiler, der wohl an die 50 Tonnen gewogen hätte, spricht aber sonst von Gewichten um die zehn Tonnen für die vier bis an die sechs Meter langen rohen Standbilder, die nach Fertigstellung bis zu fünfenehalb Meter aus dem Boden ragten. Es gibt einen Ort, an dem unfertige Pfeiler noch im Felsboden verblieben. Daraus wird sichtbar, sie wurden wie auf der Nase oder dem Hinterkopf liegend aus dem Stein geschlagen. (2008: 103) Das dauerte schon deshalb einige Zeit, weil nur wenige gleichzeitig arbeiten konnten. Bei diesem Vorgehen, gleichlange Pfeiler aus einer Grube zu meißeln, ergab sich auch das „Messen“ aus der Praxis, dazu waren – ohne daß bereits Zahl-Wörter bekannt sein mußten – Körpermaße ausreichend, etwa Daumenbreite (Zoll), Fuß, Elle; es sind dort wohl konkrete Daumen, Füße, Unterarme gewesen – oder was immer.¹ Das Herausheben könnte mit einem Baum als Hebel erfolgt sein, indem der Pfeiler jeweils nur ein kleines Stück angehoben und dabei stetig Geröll unter die Rohlinge geworfen wurde.² Danach konnten die Pfeiler mit Seilen (und vielleicht Holzschlitten oder -rollen?) an ihren späteren Platz gezogen und auf ihr Endmaß zugerichtet, geschliffen und dazu die Flach- und Hochreliefs ausgefertigt werden, für die vorher eine Ausbuchtung am noch rohen Stein geplant werden mußte. Schmidt verweist auf Thor Heyerdahl, der auf der Osterinsel die Aufstellung der dort noch größeren Skulpturen untersuchte und die nötigen Handlungen auch fotografisch belegt. Der hatte Einheimische dafür gewonnen, eine der großen liegenden Steinfiguren mit Hilfe von Seilen fortzubewegen; das geschah, indem in einem Rhythmus gezogen wurde. Umgestürzt worden waren sie übrigens bei kriegerischen Auseinandersetzungen auf dem kleinen Eiland. 180 Männer transportierten auf diese Weise eine zwölf Tonnen schwere Figur immer leichter an einen anderen Platz (runde Steine im Boden können das sehr erleichtern). Das Aufrichten einer gestürzten Figur zurück auf ihre Plattform – die dortigen Figuren stehen selbständig ohne eingegraben zu sein – wurde von zwölf Inselbewohnern vollbracht, indem sie Hebel ansetzten und jeweils kleinere Felsbrocken unter den oberen Teil der Figur schoben, so daß eine Rampe entstand, bis die Figur etwa in Schräglage von 45 Grad lag und mit Seilen aufgerichtet werden konnte. Das Herausmeißeln einer Skulptur aus dem Fels (in anderer Weise als am Göbekli Tepe) wurde ebenfalls über einige Tage hinweg getestet, es ergab sich: für die Herstellung einer vier bis sechs Meter hohen Figur würden sechs Männer wohl etwa ein Jahr brauchen; für

¹ Der erste bekannte Maßstab ist die Nippur-Elle, gut 4.000 Jahre alt, mit etwa 52 cm. (Wikipedia.de) Zoll-Maße wurden auf dem Festlandeuropa bis zur Französischen Revolution benutzt, bis das Urmeter als Dezimalsystem weitgehend zur Norm wurde; Holz wird auch bei uns noch nach Zoll (2,54 cm) geschnitten.

² Ein Foto bei Schmidt (2008: 103) zeigt: zwischen den einzelnen Pfeilerplatten sind schmale Räume ausgemeißelt; sie werden mit Feuerstein-Meißeln nach unten getrieben worden sein, die mit Hölzern verlängert wurden. Eine Langseite wurde breiter ausgemeißelt, weil dort Leute von der Seite den Pfeiler unten frei schlagen mußten. Er war zwischendurch abzustützen, bevor das restliche Ende vom Grund gelöst werden konnte. Um einen 30 Tonnen schweren Rohling für Anlage D herauszuhebeln (6,0 x 3,0 x 0,6 m je 2,7 t/m³), könnte ein Baum mit Gabel benutzt worden sein: von beiden Gabelenden, die etwas über den Pfeiler ragten, wären dann Seile unter ihn geführt und er so über einen vor der Grube quer liegenden Stein oder Baum angehoben worden (15 t); war er mit Steinen unterfüttert, konnten die Seile für den nächsten Hub verkürzt werden und so weiter. Bei einem Hebelbaum von 11,0 m und Kippunkt bei 1,0 m mußten immer noch 1,5 t gedrückt werden. Abzüglich Baumgewicht (Ø 0,5 m, 1,2 t) blieben 0,9 t zu drücken. Ab 25 Personen (40 kg) an zwei oder drei Querbäumen waren nötig. Allerdings wird der Pfeiler bei einem Hub von 1,5 m nur 15 cm gehoben, die Seile durften also nicht elastisch sein beziehungsweise mußten sie mit Keilen auf dem Hebel gespannt werden. Nun habe ich den Rohling ziemlich groß gewählt, eine Grobbearbeitung würde vielleicht gleich nach dem Ausheben vorgenommen, um den Transport zur Bildhauerwerkstatt zu erleichtern. Dann sind die angesetzten 12 t beim Transport auch für die großen Pfeiler wieder realistisch.

mehr Leute war auch kaum Platz. (Heyerdahl, 1963: 330f)³ Lösbare Aufgaben also auch für jene viel frühere Zeit am Göbekli Tepe.

Wenn nur von Männern beim Bewegen der großen Pfeiler ausgegangen wird, was wegen eines möglichen Tabus vor Frauenberührung durchaus denkbar ist, mußten, um 180 von ihnen zum Ziehen gleichzeitig dort zu versammeln, etwa um das Vierfache, also an 750 Menschen als deren Gruppen zusammen kommen. Selbst wenn eine sammelnde und jagende Gruppe/ Gens von durchschnittlich 50 Personen unterstellt wird, was eher zu viel ist, wären 15 Gruppen zu koordinieren gewesen; auch 25 Gruppen je 30 Menschen scheinen dann unproblematisch, da ein großes fruchtbares Gebiet zur Verfügung stand, aus dem sie kommen konnten. Auch ein Bautrupps von 500 Personen, wovon Schmidt spricht, (nach Zick, 2008) scheint möglich. Dauerhaft waren an der Baustelle so viele Leute eher nicht einsetzbar, weil zu einem guten Teil hochspezialisierte Steinmetze arbeiten mußten, die den Zeitablauf bestimmten. An welchen Objekten mögen die ihr „Handwerk“ gelernt haben? Bei kleineren Arbeiten zuvor? Im noch unausgegrabenen Teil des Hügels? Schmidt fand ein Bildhaueratelier. (2008: 111) Es ist vorstellbar, daß solche großen Arbeitseinsätze anlässlich lange bestehender gemeinsamer Feste oder Rituale begonnen wurden, wie immer Stammestreffen vereinbart werden konnten. War schon die Tag- und Nachtgleiche bei Winter- oder Sommer-Sonnenwende bekannt? Wurde in Monden gezählt? Hinweise auf Himmelsbeobachtung gibt es bislang nicht. Eine Boten-Staffel ist auch denkbar. Von Versammlungsplätzen für regelmäßige Zeremonien ist bereits – für die ebenfalls günstige Region Südfrankreich – für die Zeit vor circa 20.000 - 12.000 Jahren (Magdalenien) die Rede.

Schmidt spricht von einem Einzugsgebiet von 200 Kilometer Radius um den Kultbau, das sich aus der Lage weiterer bekannter Orte ungefähr jener Zeit ergibt, denen eine gemeinsame Religion und daher als Kultgemeinschaft Interesse an diesem Bau zuzuordnen möglich sei (um Berlin gemessen reicht die Strecke bis Rügen). Es gibt heute in der Nähe Standorte, aber noch keine Ausgrabungen dort, wo aus dem Boden herausstehende T-Pfeiler ein surrealistisches Gemälde aufscheinen lassen, schreibt er. (202) Ein Radius von 200 Kilometern ergibt eine Fläche von gut 125.000 Quadratkilometer. Für die leichteren Arbeiten des Sammelns von Steinen und des Errichtens der Mauern und dergleichen waren dann mehr Menschen einsetzbar, zumal wenn – wie Schmidt annimmt – zuvor an langen Mauern Erfahrung gewonnen wurde, um Tierfallen und Schutzwände vor Wildgetreideflächen zu errichten. Auch solche Arbeiten sind gut vorstellbar, wenn wir an die vielfältigen Kulturen denken, die per Hand ganze Bergwelten mit (allerdings kleinen) Mauern zu Terrassenlandschaften umbauten (zum Beispiel im heutigen Eritrea). Bei rezenten Völkern von WildbeuterInnen werden Größen der Stämme um 500 bis 800 Personen gefunden; Gruppen hatten 20 bis 70 Mitglieder. Ein Stamm von 500 Personen benötigte in günstiger Umgebung etwa 10.000 Quadratkilometer Land. (in Burenhult, 2004: 93) Auch das Vorhandensein „vieler Gazellen“ bedeutet nicht, in den weiten Landstrichen ständig über die flüchtigen Tiere zu stolpern. Gab es genug brauchbare Wohnplätze? Die Ebene um den Göbekli Tepe bot scheinbar mehr als genug Raum, um auch die größere Baugruppe zu bilden. Offen bleiben Fragen, wie der Bau im einzelnen organisiert, oder wie vor Ort die Nahrung bereitgestellt wurde. In welcher Jahreszeit geschah das, mußte das Wildgetreide gerade reif sein, um in der Umgebung für kurze Zeit so viele Menschen zu ernähren? Es wurden dort etliche Reibschalen zum Kornmahlen gefunden. Wie wurde das Fleisch herangebracht und aufbewahrt, wie das Getreide und das Wasser, das es oben am Kultbau nicht gab? Es bleibt auch offen, ob die Gruppen am Fuße des Göbekli Tepes längere Zeit an der Baustelle selbst lagerten, sei es ohne oder schon mit einfachen Häusern, einem Windschutz vor Erdmulden oder hinter errichteten Schutzmauern.

Den Himmel stützen...

Zusammenfassend stelle ich mir – wie in einem Traum – die Lebenswelt am Göbekli Tepe vor der Errichtung des Bauwerks als eine fruchtbare Ebene vor, die von einer Kultgemeinschaft um das Heiligtum herum besiedelt ist. Kleine Gruppen von einzelnen Lagern finden sich an günstigen Stellen, wo es Schutz vor Witterung und wilden Tieren gibt, wie auch vor Feinden. Orte in der Nähe von Wildgetreidewiesen. Sie bilden vielleicht fünf kleine Zentren, deren einzelne Lager, um nicht ständig wegen irgendeines

³ Neuere Versuche auf der Osterinsel zeigen, die dortigen Figuren konnten auch im Stehen von 18 Männern weit verschoben werden (ähnlich macht es mein Nachbar, ein Bildhauer, mit hohen Stahlskulpturen: er „tanzt“ mit ihnen zum gewünschten Ort).

Krautes über quer zu kommen, mit hinreichender Distanz zueinander an Flüssen liegen, und doch dicht genug für die Bildung einer Gens.¹ Vielleicht wiederum fünf solcher verdichteten Siedlungsgebiete gibt es auf der Ebene. Die Lager umfassen je um die 30 Personen. An einer Stelle ist zusätzlich ein Zentrum entstanden, wo der Große Mann von Urfa lebt. Sein eigener Hof mit von Pfosten getragenen Häusern sticht aus der sonstigen Qualität der Gebäude der Lager hervor, wie sie auch um diesen Hof herum zu finden sind. Krieger/ Jäger wohnen mit ihren Familien hier, die seine Gefolgschaft bilden. Sie leben mit ihren Familien wie alle anderen des Stammes, halten aber Verbindungen in die Lager ihrer Verwandten. In einigen der Hütten arbeiten Handwerker, die nicht mehr jagen gehen, während ihre Frauen und Kinder noch die Grundnahrung täglich sammeln und die Früchte dieser Arbeit heimbringen, wie es üblich ist in diesem Volk. Nur Fleisch mit seinem besonders hohen Nährwert tauschen sie gegen ihre Produkte ein, die in hohem Maß vom Großen Mann eingefordert werden. Immer wieder kommen Händler in den Ort, um den Handel, der von hier ausgeht, zu erwidern. Und dort leben Leute mit der Fähigkeit der Welterklärung, weise Leute, die Geister und Zauber erklären können, die dieses Volk allumfassend umgibt. SchamanInnen, die die Zeichen der Vögel deuten konnten, die die Wahrheit und das Recht im Streitfall bestimmen, die wissen, wann ein Neugeborenes aufwachsen darf. Sie lebten von Geschenken der anderen. Auch aus ihrer Mitte hat sich einer als Großer Schamane herausgehoben, der sich weitergehend bereits als Priester sieht, der in klugen Reden die Naturgeister zu GöttInnen verdichtet.

In der Ebene ziehen die Männer regelmäßig hinaus auf die Jagd. Sechs bis neun Jäger aus einem Lager sind es meist, manchmal teilen sie sich. Tiere gibt es reichlich, und doch ist es ein weites Land, in dem die leichtfüßigen Gazellen gesucht und gestellt werden müssen; große Entfernungen sind zurückzulegen. In den Jagdgebieten flüchtet das Wild, so daß auch sie immer wieder gewechselt werden müssen. Auch für Kriegs- und Handelszüge sind die Männer oft über Tage und länger weg, während die Frauen die Gruppenlager beaufsichtigen. So haben sie ihre Rechte im Inneren der Gemeinschaften gestärkt, und in den einzelnen Lagerplätzen haben Frauen das Sagen. Die Töchter bleiben bei ihren Müttern. Die älteren Frauen bestimmen die männlichen Vertreter zum Siedlungs- und Stammesrat. Nahrung wird in den einzelnen Lagern gemeinsam zubereitet. Das Sammeln von Wildgetreide und anderen Pflanzen geschieht durch die Frauen, auch das Gerben von Fellen, das Nähen und die Pflege des Hütten nimmt einen guten Teil der Zeit in Anspruch. Die älteren Menschen bleiben in den Lagern als Wache zurück.

Die Gemeinschaften sind dennoch nur egalitär für die Männer. Die verfügen über das weite Land, schützen vor Raubtieren und Feinden. Egalitär heißt jedoch auch für sie nicht mehr: völlig gleich. In den Siedlungsgebieten haben sich Mechanismen entwickelt, die einzelne Vorleute herausstellen, beziehungsweise die sich herausstellen können. Meist sind es die von den Frauen in den Stammesrat entsandten. Über Jagd- und Kriegserfolge, über hohe Bierproduktion und durch eigene Sparsamkeit gelingt ihnen eine Überschußwirtschaft, mit der Gefolgschaft hergestellt wird. Sie vergeben das Brautgeld an junge Männer, die bei der Jagd nicht erfolgreich genug waren. Verteilungsfeste sichern die allgemeine Versorgung auch der Menschen, die in Schwierigkeit kamen. Starke Söhne werden Krieger am Hof. Frauen, vielleicht auch mal mehrere Frauen eines Mannes, und die Töchter erzeugen den Überschuß an pflanzlicher Nahrung und Bier, das vielleicht zu besonderen Zeiten anfiel, wenn die Reife des Getreides schnelles Ernten und Verbrauchen verlangte. Vielleicht entwickelte sich eine gemeinsame Ernte, weil die flüchtigen Körner des wilden Getreides schnell zu Boden fallen.

Auf Basis solcher Überlegungen konnte sich ein Stamm bilden, der über eine Grundorganisation verfügte, mit der der innere Friede und die Ebene um den Kultbau gegen Feinde zu sichern war. Mit der gelegentlich die Großjagd möglich wird, wie auch der Schutz von Getreide vor Wildverbiß. Die Feinde lebten jetzt jenseits der Grenzen der eigenen Region, nicht mehr in jedem anderen Lager. Immer wieder gab es Krieg mit ihnen, mal von diesen mal von jenen begonnen, manchmal wurden Gefangene mitgebracht, die adoptiert oder zerimoniell getötet wurden. Schien es nötig, weil ein wichtiger Mensch gestorben war, ging es hinaus zu den ferneren Nachbarn, um dort zu töten, wie es die Rache gegen den Zauber verlangt. Und die Nachbarn antworteten wieder ebenso.

¹ Hier wurde auf die zum Bauen geschätzte Mindestzahl gerechnet: fünf Gentes je 150 Menschen; fünf Gruppen je fünf Lager je 30 Leuten. Vermutlich ist es sinnvoll, mindestens die doppelte Zahl anzunehmen. Aber frühe Völker gelten als klein, die riesige Gebiete besetzen.

Die eigene Region besaß einen heiligen Platz als Mittelpunkt, an dem der Rat der Männer sich traf. Auch diese Männer waren untereinander noch grundsätzlich gleichberechtigt. Sie prüften jene, die von den Siedlungsplätzen in das Gremium geschickt wurden, akzeptierten sie oder nicht. Vielleicht stand ein Großer informell faktisch über ihnen. Hier wurde über die Wünsche und Forderungen der Geister der Natur entschieden, hier wurden die großen Vorzeichen bewertet, hier wurde erkannt, daß die Natur in Unruhe war. Das Wetter änderte sich, altbekannte Pflanzen wurden weniger, andere wuchsen nun dort, über die Wissen gesammelt werden mußte. Es regnete mehr als es Schnee gab. Es wurde wärmer, die Wasser der Flüsse stiegen an. Unruhe entstand auch in der Gemeinschaft. Die SchamanInnen wurden befragt. Der Große Mann von Urfa versprach größere Einflußnahme und Sicherheit für die Zukunft; seine Bedeutung wuchs, wenn er Erfolg zu haben schien. Die alten Geister verdichteten sich, wurden zu GöttInnen, aus ihnen empfahlen sich wenige als kluge und mächtige Berater und Beschützer. So wie es sich auch unter den Menschen entwickelte. Eines Tages war es klar: Ein Tempel mußte her als Bildnis des eigenen Selbstverständnisses, wie es die traditionellen Logik vorgab.

Es ist Sommersonnenwende, das Fest des Stammes vom Göbekli Tepe. Am heiligen Berg, der eher ein Hügel ist, aber noch vom Hof der Großen von Urfa aus sichtbar, treffen die Gruppen des Stammes ein. Sie lagern unten an seinem Fuß, weit über fünfzig Feuer brennen. Die Gentes haben sich zusammengefunden. Die Familiengruppen der Krieger, die am Hof des Großen leben, lagern in der Nähe dessen Lagerplatzes. Bekanntschaften werden erneuert, Hochzeiten vereinbart oder vollzogen, um in fernere Gruppen die jungen Frauen und Männer zu geben. Immer wieder treffen Trupps von Jägern ein, die die Beute des großen gemeinschaftlichen Jagens an den Feuerplatz des Stammes bringen, an dem das Fest seinen Mittelpunkt haben wird. Sie werden freundlich begrüßt. Das gilt auch für die Gruppen der Frauen, die mit großen Körben aus der Ebene zurückkommen, in denen Korn und Kräuter, Knollen und Kleintiere gesammelt sind. Andere Leute tragen an langen Hölzern die Steingefäße mit dem Weißbier heran. Manches wird auch nach oben auf den Berg gebracht. Ein eigener großer Platz mit den Gaben des Großen von Urfa wird bestaunt: Werkzeuge, Waffen, Gerät aus Holz, Knochen und Stein, herausragende Kleidung, Flechtwerk sind zu sehen. Die Opfertiere werden vorbereitet, deren Fleisch die Menschen in den Riten beim gemeinsamen Mahl mit den alten und neuen Göttern verbinden wird.

Auf dem Berg tagt der große Stammesrat. Vieles ist bereits erledigt, Streitereien und Todesfälle wurden verhandelt, um Blutrache zwischen Sippen zu beenden, Ausgleichszahlungen festgesetzt. Neue Regeln für Riten wurden besprochen. Pläne für Jagden und den Schutz der neu aufkommenden Pflanzen, die gemahlen und als Brot verbacken werden können, entwickelt. Nun geht es um den Tempel. Der Baumeister hat sein Modell aufgestellt, das am Ende bestätigt oder erneut abgelehnt werden soll. Wieder sind die Götterbilder im Kreis angeordnet, wie schon im Jahr zuvor. Doch nun stehen Götterbilder mit großen Köpfen im Kreis und ein fester Raum ist daraus geworden, hohe Mauern schließen das Heiligtum ab, nicht einmal ein großer Eingang ist vorgesehen, sondern nur ein Einstieg. Wie der Bauch einer Schwangeren sieht er aus. Nicht der weite Blick über die Ebene, über das eigene Land, kennzeichnet den Bau noch länger. Es geht um die Abgeschlossenheit von Allem. Nur der Himmel ist sichtbar aus diesem Erdenrund, der Himmel, in den die beiden Hauptgötter ragen, wie sie der Große Mann von Urfa und der Große Schamane empfohlen haben: sie stützen den Himmel gegen die Erde ab, damit Raum bleibt für Pflanzen, Tiere und Menschen. Denn er hat sich verändert, dieser Himmel, auf den das Bauwerk den gläubigen Geist konzentrieren soll. Immer wieder stürzen Wasser aus ihm herab, häufiger und kräftiger als zuvor. Immer wieder verhüllen ihn dichte Wolken. Doch immer stärker brennt auch die Sonne über lange Zeiten und verändert das Land, seine Pflanzen, seine Tiere. Unsicherheit und Angst hat die Neuerungsfeinde befallen, so daß die Großen sich durchsetzen. Denn zugleich gibt es Hoffnung auf bessere Erträge beim Sammeln und Jagen. Die Geschenke des Großen von Urfa haben es bestätigt, daß Überschüsse gewonnen werden können. Umgeben von den alten Erdgeistern, die die Mauern halten, stehen die beiden großen Götter in diesem Erdenrund, das sich nun dem Himmel öffnet, als Einheit der Kräfte der Erde und des Himmels, als Einheit von Menschen und Göttlichem, vom Alltäglichen und Geistigem. So wie der Große Mann und der Große Schamane zusammen mit den Vorleuten der Gentes den Stamm am Göbekli Tepe stützen und schützen. So wie die Vorleute der Gentes seit

alters her den eigenen Erdrum, die Ebene um den heiligen Berg geschützt haben – mit Hilfe der Götter. Und die Sippen werden künftig vom Vater auf den Sohn übergeben...

Kompetenz zur Welterklärung

Zusammenfassend ist vielleicht zu sagen, daß es das Ausbleiben des Regens in der östlichen Sahara vor 70.000 Jahren war, (Burenhult, 2004: 261) die den Homo sapiens erst an den Rand der Wüste drängte, dann an den Rand Afrikas und darüber hinaus: verdrängte, muß es wohl richtig heißen. Denn Menschen und Tiere sind seßhaft, an einen (Heimat-) Ort, eine Region gebunden so lange es möglich ist. Die klimatische Zerstörung eines Lebensraumes und/ oder die entstehende Überbevölkerung, sei es durch Zuwanderung aus dem Inneren der Wüste, sei es durch Wachsen der am Rande lebenden Bevölkerungen, zwingt Menschen aus ihrem jeweiligen Siedlungsgebiet ein Stückchen weiter, immer weiter. So konnte der Zug nach Asien und Australien in Bewegung gekommen sein, dann der nach Norden, in die Levante und nach Europa. Ob der Homo sapiens dabei andere verdrängte, oder die von allein ausstarben, weil sie auf zu großen Flächen verteilt lebten, wer weiß. Brachte er neben neuen Wissen womöglich neue Krankheiten, gegen die jenen die Immunität fehlte? Die Kulturzeugnisse des Homo sapiens weisen ihn vom Anfang unserer Kenntnis über diese Art als hochqualifiziert aus. Werkzeuge und Kunst zeigen die Überlegenheit. Frühe Siedlungsplätze, auch Bauten, Handelsbeziehungen, Nahrungsgebrauch lassen eine Lebensweise erkennen, die früh schon nicht mehr sehr präzise als „Sammler und Jäger“ nur zu bezeichnen ist. Sicher änderte er seine Wohnplätze nach den Jahreszeiten, zog an die entsprechenden Flüsse, wenn etwa der Lachs zurück an seine Laichplätze kam, orientierte sich auch an den großen Herden, besonders denen des Ren, oder am Wachstum bestimmter Pflanzen. Doch vieles spricht dafür, ihn dennoch sozial als komplexer einzuordnen, als die Annahme bloßer Wildbeuterei, das frohe Leben von der Hand in den Mund, es aussagt.

Der Homo sapiens war offenkundig viel früher in der Lage, sein Leben selbst zu bestimmen, nicht bloß Anhängsel der Launen der Natur, wurde dies nicht erst mit Beginn dieser besonderen neuen Seßhaftigkeit als Landwirtschaft mit Domestizierung von Pflanze und Tier. Ob er überhaupt je zu dem Bild paßte, als habe er in völlig freien Beziehungen gelebt, alle Individuen einander gleich, darf aus guten Gründen bezweifelt werden. Eingebunden in die Familiensippen waren diese Menschen Teil eines Organismus, an den sie sich anzupassen hatten, weil sie allein oder als nur eine Familie kaum überleben konnten. Kinder, Erwachsene, davon die Alten, vor allem aber Männer und Frauen unterschieden sich, hatten unterschiedliche Aufgaben und Ränge einzunehmen, bildeten unterschiedliche Qualifikationen aus und gewannen unterschiedliches Ansehen, in engen Grenzen auch bereits so etwas wie Besitz. Besitz, der vielleicht ständig zu erneuern war, aber jene, die ständig das beste Werkzeug machten, die besten Nahrungsplätze fanden, konnten wohl auch leichter größere Familien gründen. Wer die Zeit besser nutzen konnte, war in der Lage, Dinge zu produzieren, die andere nicht herstellen konnten, etwa Perlen aus Knochen, wie sie in frühen Gräberfunden zu Tausenden entdeckt wurden. Diese Menschen lagerten nicht unter Büschen über Nacht wie Tiere, sondern früh in Hütten und Häusern, wenn nicht Höhle oder Abris zur Verfügung standen. Und sie lebten unter Geistern, die ihnen die Logik des prä-operationalen Denkens und Glaubens und die Elemente der Natur vorgaben. Nur besondere Ereignisse änderten ihr Leben und Denken. Trafen sie auf andere Stämme ging es um Leben und Tod, wenn es nicht gelang, zum beiderseitigen Wohl Gemeinsamkeiten zu entwickeln, durch Verwandtschaft oder Handel oder gemeinsame Jagd vielleicht. Als die Eiszeit auf ihrem Höhepunkt die Menschen nach Süden und vielleicht besonders nach Südwesten trieb, gab es viele neue Begegnungen. Die Lebensgrundlagen änderten sich, Pflanzen und Tiere wechselten in den Regionen, aus Kräutersteppen wurde vielleicht Wald. Darauf mußte reagiert werden, durch Änderung des Lebens, durch Lernen! Lernen von Sprachen, die Sitten und Gebräuchen des Alltags wie des Religiösen bei anderen, über Pflanzen und Tiere, lernen über das Wetter und dessen neue Geister. Neue Werkzeuge und Waffen auch, die Horizonte weiteten sich durch Erleben und Erzählungen. Wer überleben wollte, mußte die besseren Ideen haben, mit der neuen Welt umzugehen.

Lernen war auch die entscheidende Notwendigkeit am Ende der Eiszeit in Ober-Mesopotamien. Auch hier änderte sich das Leben gravierend. Daß es durch den Klimawandel dort besser werden würde, war lange nicht zu erkennen. Zuerst werden die Menschen versucht haben, sich den wechselnden Standorten der Tiere und Pflanzen

anzupassen, die sie kannten. Wanderungen entstanden. Land war neu in Besitz zu nehmen, vielleicht zu erobern. Kundige Führer gewannen an Einfluß in den Gruppen, Krieger auch, die den Boden sicherten und dessen Macht verkörperten. Und die Kenntnis über die Geister wurde immer bedeutender, neue wurden wichtiger, wenn etwa der Himmel einzustürzen drohte. Hunderte von Jahren vergingen vom Beginn der Erwärmung bis zum offiziellen Ende der Eiszeit just zu der Zeit, als der Göbekli Tepe einen Tempel erhielt. Eine lange Zeit, in der sich diese vielfältigen Prozesse abspielten, ein Kommen und Gehen von Völkern, aber auch von Antworten auf diese Krise. Irgendwann hat sich jener Stamm auf dieser Ebene etabliert, mit dem wir es zu tun haben, wenn wir den Göbekli Tepe analysieren. Ein soziales System mit neuen Ordnungsbeziehungen der Gruppen, mit erlernten Fähigkeiten auch, die über das Wissen und Können früherer Generationen hinauswachsen mußten, wohl auch über das der Nachbarn. Fähigkeiten, die entwickelt werden mußten, um das Neue verstehen und handhaben zu können. Ein Stamm, der sich zur Kultgemeinschaft verbunden hatte, zur Vorstellung einer sozialen Einheit. Dafür mußten Vorleute in den einzelnen Gruppen heraustreten, wenn nicht mehr nur ein Palaver Aller alles regeln konnte. So entstanden weltliche und geistige Eliten durch Struktur- und Machtprozesse mit Nebenfolgen. Ein Stamm, der sich sicher fühlte an seinem heiligen Berg, so sicher, daß nicht eine Burg entstand, sondern ein Heiligtum als Zentrum des neuen Lernens und des Wissens über die sich ändernde Umwelt und die Kräfte der Natur. Das Heiligtum eines erweiterten Weltbildes, dessen Götterwelt in der Lage war, den neuen Himmel über der Ebene zu stützen, war vielleicht besser als Waffen in der Lage, die Nachbarn friedlich zu stimmen. Ein Heiligtum mit der Kompetenz der Erklärung der neuen Zeit, ein Orakel der Steinzeit.

Ausblick

Mehrere Entwicklungen am und auf dem Göbekli Tepe verlangen aus der Sache selbst heraus einen Vorlauf, haben wir gesehen: beim Entwurf des heiligen Hauses, in der Bildhauerei, dem Pfeiler- und Mauerbau. Ob nun Mauern für Tierfallen und als Schutz des Kornes wichtig waren, oder nicht. Es gab schwierigere Aufgaben, vor allem die soziale Entwicklung der engeren Bau- und Planungsphasen, die einzuüben waren. Von einer relativ simplen Form der Wildbeuterei ausgehend, von Lagern mit einfachen Hütten und Selbstversorgung der Familiengruppen zu einer Organisierung zu kommen, wird lange Zeit gebraucht haben. Das Selbstverständnis, nun nicht nur einem sozialen Zusammenhang mit Nachbargruppen anzugehören, mit denen es meist Friede, immer wieder aber auch Krieg gab, ändert sich radikal. Dabei wird ein solcher Stamm gegenüber ferneren Nachbarn in ähnlicher Position gestanden haben, mal Handel über viele Stationen, mal Abwehr eines Angriffs, mal Einvernahme fremden Gutes oder Bodens. Da waren Bündnisse zu schmieden, mal so mal anders. Doch mit der Herausbildung einer Organisierung des Stammes entstehen andere Verpflichtungen gegenüber dem Stammesrat. Und ein anderer Blick auf das Ganze wird nötig. Die Vorleute, die die Gruppen im Rat vertreten, bringen andere Ansichten und Interessen zurück, die nun mit zu reflektieren sind. Das kann alles noch auf Konsens beruhen, wie – einletztes mal – bei den Irokesen. Das gilt auch für den Tempelbau. Doch ist er einmal beschlossen, gibt es Verpflichtungen. Auch die können kaum erzwungen werden, wenn sich eine Gruppe das anders überlegt. Aber es gibt auch den informellen Zwang mit der Ehre. Nicht weniger wahrscheinlich als ein völlig egalitärer Konsens als Basis des Stammes ist aber die Herausbildung hierarchischer Strukturen, sei es über Modelle wie dem des Großen Mannes in der Form über Ansehen, sei es über Verteilungsfeste, oder wie auch immer dort.

Für das Gebiet von den Pyrenäen bis Südfrankreich wird am Ende der Eiszeit eine Bevölkerung von nur bis 3.000 Menschen angenommen, die dann aber schnell anwuchs. (Burenhult) Eine solche Vorgabe macht es nötig, auch für Ober-Mesopotamien mit niedrigen Zahlen zu argumentieren. So entstand als Mindestzahl der Kult- und Baugemeinschaft eine Stammesgröße von um die 750, also knapp 1.000 Personen. Kaum vorstellbar, daß alle mitgemacht haben. Und das Gelände war groß genug für mehr. Doch wenn wir dabei bleiben, es sei gelungen, mehrfach 180 erwachsene Männer für die Bewältigung der Pfeileraufstellung zusammen zu bringen, dann heißt das auch, dort trafen 180 Jäger und Krieger zusammen, wenn auch nur für jeweils kurze Zeit. In jener Zeit eine Truppe von über 180 Kriegern aufbieten zu können, läßt andersherum plausibel werden, daß auf dem Göbekli Tepe nicht eine Burg, sondern ein Tempel errichtet wurde, dessen

Verteidigungsfähigkeit eher in Frage steht. Ein solcher Stamm, der real vermutlich deutlich größer war, mußte sich in jener Zeit jedenfalls kaum vor Menschen fürchten. Ob das jedoch auch für die Nachbarn gegolten hat? Spätestens mit dem Tempelbau mußte allen dort klar werden, welche gewaltige weltliche Macht sich neben der religiösen entwickelt hatte. Von daher ist die Kraftentwicklung, die von diesem Bau symbolisch ausging, vielleicht jenseits aller Verbindung zur Domestizierung von Korn und Schafen zu bedenken. Dort war ein Kriegervolk entstanden, eine Armee der Steinzeit mit guten Waffen, wie die Funde zeigen. Und die historischen Momente, wo ein solcher Zustand nicht auch genutzt worden wäre, sind vermutlich selten. Der Gedanke läßt sich aber auch zur Landwirtschaft hin fortsetzen: die Krieger fordern Tribut. Naturnutzung ist damals die direkte Möglichkeit, in großem Umfang sich zu bereichern. Und zur Erfüllung von Tributpflichten wäre organisierte Landwirtschaft ein guter Weg... Doch das führt nun wirklich etwas zu weit.

Benutzte Literatur

Wo es sinnvoll ist, auf die Ersterscheinung zu verweisen, wird die vorn hinter dem Namen der AutorInnen in Klammern angezeigt, gefolgt von der benutzten Ausgabe. Weitere Bände einer AutorIn im gleichen Jahr sind mit einem Kleinbuchstaben versehen, wie 1987^b, eine Auflage wird ggf. vorn mit der betreffenden Ziffer gekennzeichnet, wie ⁵1989. Sammelbände bezeichne ich im Text mit: *in* Herausgeber, wie: *in* Burenhult...

- Balz-Cochois, Helgard, 1992, Inanna - Wesensbild und Kult einer unmütterlichen Göttin, Gütersloh
- Burenhult, Göran, Hg., 2004, Die Menschen der Urzeit, Köln
- Bußmann, Hadumod, 1990, Lexikon der Sprachwissenschaft, Stuttgart
- Cavalli-Sforza, Luigi Luca, 1996, Gene, Völker und Sprachen, Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation, München/ Wien
- Darwin, Charles, (1859) 2004, Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl (oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein), Hamburg (3-933203-82-1, Nachdruck 6. Auflage)
- Darwin, Charles, 1874, Die Abstammung des Menschen (und die geschlechtliche Zuchtwahl), Paderborn (3-937229-86-8, Nachdruck 6. Auflage)
- Dietrich, Oliver u. a., The role of cult and feasting in the emergence of Neolithic communities. New evidence from Göbekli Tepe, south-eastern Turkey, in: Antiquity Publications Ltd., Antiquity 86 (2012): 674–695
- Döbert, Rainer/ Habermas, Jürgen/ Nunner-Winkler, Gertrud, Hg., 1980, Entwicklung des Ichs, Meisenheim
- Dux, Günter, 1989, Die Zeit in der Geschichte, Frankfurt
- Dux, Günter, 1990, Die Logik der Weltbilder, Sinnstrukturen im Wandel der Geschichte, Frankfurt
- Dux, Günter, 1992, Liebe und Tod im Gilgamesch-Epos: Geschichte als Weg zum Selbstbewußtsein des Menschen, Wien
- Dux, Günter, 1997, Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter, Frankfurt
- Dux, Günter, 2008, Historisch-genetische Theorie der Kultur, Instabile Welten, zur prozessualen Logik im kulturellen Wandel, Weilerswist
- Dux, Günter/ Wenzel, Ulrich, Hg., 1994, Der Prozeß der Geistesgeschichte, Frankfurt
- Esser, Hartmut, 1993, Soziologie, allgemeine Grundlagen, Frankfurt/ New York
- Frankfort/ Wilson/ Jacobsen, 1954, Frühlicht des Geistes, Wandlungen des Weltbildes im alten Orient, Stuttgart
- Godelier, Maurice, 1973, Ökonomische Anthropologie, Reinbek
- Godelier, Maurice, 1987, Die Produktion der Großen Männer, Frankfurt/ New York
- Graebner, Fritz, 1924, Das Weltbild der Primitiven, München
- Grimal, Pierre, 1977, Hg., Mythen der Völker, 3 Bd., Frankfurt
- Grönbech, Wilhelm, (1909) 1954, Kultur und Religion der Germanen., Darmstadt
- Haarmann, Harald, 2006, Weltgeschichte der Sprachen, München
- Hallpike, Christopher R., 1990, Die Grundlagen primitiven Denkens, Stuttgart
- Hamel, Elisabeth, 2007, Das Werden der Völker in Europa, Berlin
- Harris, Marvin, 1991, Menschen, wie wir wurden was wir sind, Stuttgart
- Hauska, Günter, Hg., 2005, Gene, Sprachen und ihre Evolution, Regensburg
- Hennings, Lars, ¹2012, Marx, Engels und die Teilung der Arbeit - Materialien zur Gesellschaftstheorie und Geschichte, Berlin
- Heyerdahl, Thor, 1963, in: Bacon, Edward, Hg., Versunkene Kulturen, München/ Zürich
- Hrouda, Michael, 2000, Mesopotamien - Die antiken Kulturen zwischen Euphrat und Tigris, München
- Hübner, Kurt, 1985, Die Wahrheit des Mythos, München
- JB = Jahrbuch des Deutschen Instituts für Archäologie, Jahresangabe
- Joseph jr., Alvin M., Hg., 1998, Die Welt der Indianer, München
- Jursa, Michael, 2004, Die Babylonier - Geschichte, Gesellschaft, Kultur, München
- Kauschke, Christina, 2012, Kindlicher Spracherwerb im Deutschen, Berlin
- Lafitau, Joseph François, 1752, Die Sitten der amerikanischen Wilden im Vergleich mit den Sitten der Frühzeit, Halle
- Lévi-Strauss, Claude, 1973, Das wilde Denken, Frankfurt
- Lévy-Bruhl, Lucien, (1927) 1959, Die geistige Welt der Primitiven., München
- Mann, Charles C., 2005, 1491 – The Americas before Columbus, New York
- Mellaart, James, 1967, Çatal Hüyük - Stadt aus der Steinzeit, Bergisch-Gladbach
- Morgan, Lewis H., (1877) 1908, Die Urgesellschaft, Stuttgart; Nachdruck 1979, Lollar
- Nunn, Astrid, 2006, Alltag im alten Orient, Mainz
- Pichot, André, 1995, Die Geburt der Wissenschaft - Von den Babyloniern zu den frühen Griechen, Frankfurt/ New York

- Reichholf, Josef H., 2008, Warum die Menschen sesshaft wurden, das größte Rätsel unserer Geschichte, Frankfurt
- Roaf, Michael, 1998, Bildatlas der Weltkulturen: Mesopotamien, Augsburg
- Röder, Brigitte/ Hummel, Juliane/ Kunz, Brigitta, 2001, Göttinnendämmerung: das Matriarchat aus archäologischer Sicht, Königsfurt
- Schmidt, Klaus, 2008, Sie bauten die ersten Tempel - Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger, Die archäologische Entdeckung am Göbekli Tepe, München
- Tomasello, Michael, 2006, Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens, Frankfurt
- Uerpman, Hans-Peter, 2007, Von Wildbeutern zu Ackerbauern – Die Neolithische Revolution der menschlichen Subsistenz, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Urgeschichte 16, Tübingen
- Zick, Michael, 2008, Türkei - Wiege der Zivilisation, Stuttgart